

Mit dem Lockvogel des Millionärs wird die Menge geködert bis sie das ihre, in Kiesel und Kohlen verwandelt, aus der Börse herauszieht. — In die Mitte des Marktes setzt sich darauf der Dämon „als Wanderjude, bescheidener Hausirer", den Sack zur Linken, einen Beutel zur Rechten, um Stück für Stück die ganze Welt zu erschachern. Schönheit und Unschuld, Freiheit und Ehre, Gesinnung, Liebe und Leben, ja selbst der Schatten des Bettlers wandert in den riesig schwellenden Sack.

Humoristisch hat Hamerling dies drollige Treiben, das Markten und Feilschen, das Klingen des Goldes und Zudrängen des Volkes behandelt, und es zählen diese Stellen zu den gelungensten des Gedichts.

Nicht minder wirksam durch die vollendete Realistik der Darstellung sind die Scenen beim Gelage der Festgenossen im Garten des „wirthlichen Gauches" des Dämons der Völlerei. Das Brauen und Mischen des Trankes, der Willkomm des Wirthes, die bacchische Lust der Gäste, die Ausbrüche toller Trunkenheit — dies Alles kann gar nicht besser und packender dargestellt werden! Wir machen besonders auf das derbe höchst charakteristische Trinklied aufmerksam.

— Mit der Metaphysik der Geschlechtsliebe aus der Philos. d. Unbew.

(„Traut verbunden, selige Paare,
Die ihr wallt im Liebeshain —
Selig seid ihr, aber wisset,
Selig seid ihr nur im Wahne —
— — — — — —
Die bethörten Narren seid ihr
Eines unbewußten Zweckes —")

aus der der Teufel freilich die arge Consequenz zieht:

Laßt euch nicht den Sinn verwirren
Von dem Wonnetrug des Wahnes!
Der Genuß liegt nur im Wechsel! —

verführt der Dämon der bösen Lust die reine Liebe, und erobert mit seiner Cohorte „holder und gefälliger Nymphen, blüh'nder Freudenpriesterinnen" den Liebeshain. — Reizend, voll sinnlicher Glut, und rasch pochendem Ungestüm des Begehrens sind die Verse, welche die Verführung der Jünglinge durch das Locken und Werben, das Lächeln und Winken der Bacchantinnen darstellen. — Aber noch grauenhafter ist die Macht der bösen Lust. Sie hat das Weib verwüstet, es zu werben gelehrt statt zu warten. In zwei Bildern, Gegenstücken, zeigt uns der Dichter die Wirkungen dieser dämonischen Leidenschaft im buhlerischen Weibe, das um den Teufel selber wirbt und in dem Jüngling der

„Vor Vielen erkoren
Zu bekämpfen geboren
Die Geister des Dünkels."

sich an die tollste Dirne hängt, in schmählicher Qual nach ihr schmachtet, die er doch verachten muß!

Es tritt der Zorn auf — als Volksverführer hetzt er den Pöbel, als Kanzler den König.

„Laß reden zur Menge
Den metallnen Mund
Der Kanonen und lache, lache,
Wenn sie hinsinken,
Wie Mücken die Schwärmer,
Und sterbend rufen nach Rache!"

Er stachelt die Armen und verhärtet die Reichen, gegen die Pfaffen erregt er Sturm, und erhitzt ihren Dünkel zu maßlosen Flüchen — bis endlich das Grollen und Gähren im Volke ausbricht in rasenden Aufruhr — in den grandiosen Gesang der Meuterer:

„Entrollt sie, entrollt sie, die Fahne die rothe,
Die Fahne des blutigen Morgenroth's
Die Fahne des Lebens, die Fahne des Tod's" u. s. w.

Von gleicher Großartigkeit ist die Schilderung des Völkerkriegs, des Aberwitzes, der die Völker treibt sich zu morden.

„Nicht für die Meinung,
Nur weil sie durch Schranken
Des Grenzpfahls geschieden —
— — — — — —
Nur weil sie reden
Verschiedene Zungen. —

— — Noch ist das Werk der Dämonen nicht ganz vollbracht, vereinigen sollen sie die Mühen,

„Verdoppeln die Wirrsal
Im tollen Geschlechte. —"

Erst die Verzweiflung der Menschen vollendet das Unheil. Sie geben sich selbst auf und fluchen offen dem Dasein, fluchen dem Geiste, der sie geschaffen, fluchen sich selbst. Pessimistisch geworden, ist die Menschheit erst völlig, und für

immer den finstern Gewalten anheimgefallen. Und so schließt sich der gräßliche Ring des Verderbens, die Trägheit, die die Begeisterung der Pilger verlöschte, behauptet das Feld und erringt den Preis. Das größte Uebel ist die zage Verzweiflung, der Pessimismus, die Thatlosigkeit.

Einer beliebten Vorstellung der Gegenwart, die den Pessimismus ethisch deutet, tritt so der Dichter auf das Schärfste entgegen.

Die dritte Abtheilung wird vom Triumphgesang der Dämonen eingeleitet. Sie verkünden den Sieg über den Erdkreis.

„Zu den Füßen des Fürsten
Der lichtlosen Tiefe
Ruh'n müde die Menschen
Im Staube geschmiegt." —

Und diese heben einen Sang an so schwermuthvoll, so mitleidweckend, einen Sang aus ödestem Haupt und leerstem Herzen, der an die dunkle Muse Byrons gemahnt.

„Ist's nicht wieder Frühling,
Frühling geworden? — — —
Ist dies der Mai?
Die Lust des Lebens
Ist ganz sie verloren?
Die Lust des Lebens,
Von welcher singen
Die alten Lieder
Die alten Sagen." —

Wir vermögen nicht länger bei solchem Elend zu weilen, da befreit uns der Dichter vom bangen Gefühl der Trostlosigkeit. Der Sänger erscheint von der Lichtwelt entsendet, und ob auch der Chor der Dämonen ihn zu steinigen gebietet; siegreich und unwiderstehlich durchdringt sein Lied, der Hymnus des Lichtes, die träge Masse der Finsterniß.

„Auf Gipfeln der Berge
Auf Zinnen der Sterne
Ruht winkend entzündet
Die Lohe des Lichts. —"

Dies Lied in seiner machtvollen Begeisterung, seiner klaren Schönheit bildet die Glanzstelle der tiefsinnigen Dichtung. — Anflehend wenden die Menschen sich zu dem Sänger:

„O Sänger, sage
O hab' Erbarmen,
Erneut sich das Leben
Auch uns, uns Armen? —"

Er löst die Fessel ihrer Selbstverdammniß, den Pessimismus, das Verlangen nach Vernichtung und erweckt die Sehnsucht nach dem Verjüngungsstrahl in der schon erstorbenen Brust. Dies unsägliche Sehnen [1]) zieht die hilfreichen Schaaren des Lichtes herbei, der letzte Kampf entbrennt mit den Dämonen der Finsterniß. —

Die Schilderung dieses Kampfes im Munde des Sängers erinnert an die Phantasie eines Milton. Nach errungenem Siege enthüllt die Königin des Lichts das Geheimniß, das die Sterblichen auf ihrem dunklen Leidenswege nich durchdrangen:

„Die Sonne des Geistes
Steht über dem Abgrund.
In finsterer Tiefe
Der Erdnatur,
Da waltet der dunkle,
Der blinde, der Trieb.
Dein Trieb ist dein Wille,
Doch ewig entgegen
Dem Willen der Nacht steht
Im Haupt und im Herzen
Verschwistert die Lichtspur,
Der Wille des Lichts."

Das Gedicht schließt in erhabenen Strophen, die den Schicksalsgang der ewig ringenden Menschheit feiern, bis sie ruht —

wo dem Urlicht
Sich gattet die Urnacht,
In der Stille des Allseins
Auf ewig erlöst.

Die quälenden Dissonanzen suchten und fanden Einklang und Versöhnung. So klingt die Dichtung in absolute Harmonie aus.

Der Vers ist, wie die mitgetheilten Proben zeigen können, mit größter Leichtigkeit behandelt. Mannigfaltig und mit maßvoller Freiheit schmiegt er

[1]) Man halte dagegen die Vernichtungssehnsucht der greisgewordenen Menschheit bei Hartmann.

sich allen Wendungen des Inhaltes an. Bei aller Pracht und Schönheit der Diction bleibt er schlicht, und wirkt eben darum so nachdrücklich und ausdrucksvoll. Vom Stabreim macht der Dichter einen eben so freien Gebrauch wie vom Endreim, er benützt ihn zur Charakterisirung ganzer Stellen, wovon die Beispiele leicht aufzufinden sind. Die feinsinnig vertheilten vocalischen und consonantischen Assonanzen verwandeln die Sprache in Musik, und zeigen, welcher Klangfülle, welches Wohllautes sie fähig ist.

Die Klippe der Reflexion ist überall glücklich umschifft, alles Abstracte wird zu Bild und Handlung verdichtet.

So reiht sich das Werk würdig den besten Schöpfungen des berühmten Dichters an. Riehl.

Indische Malerei.

Es gibt in europäischen Sammlungen, besonders in Bibliotheken, eine große Anzahl von Kunstwerken, denen unseres Wissens bisher noch nicht die geringste Beachtung von Seiten der Kunstgeschichte zu Theil geworden ist. Es sind nicht etwa die Werke eines fremdländischen Praxiteles oder Michel Angelo, deren Existenz wir dem Leser verrathen wollen, immerhin aber höchst merkwürdige Ueberreste einer vergangenen Zeit, interessante Denkmäler eines nach künstlerischer Verkörperung seiner Ideen ringenden, uns fremdartigen Menschengeschlechts. Wir meinen die Miniaturen indischer Maler, von denen uns ganze Sammlungen in den Bibliotheken der Oxforder Universität, des India Office in London, im Brittischen Museum und im Louvre zu Gesicht gekommen sind. In der Regel findet man sie ganz unbeachtet in besonderen Kästen in den Winkeln der Bibliotheken umherstehen. Man hat noch nirgends den Versuch gemacht, ihren Ursprung zu eruiren, sie zu arrangiren und zu beschreiben — ausgenommen im Louvre, wo ein kleiner Anfang dieser Art gemacht ist.

Die Malerei ist im muhammedanischen Orient — und diesem entstammen die in Rede stehenden Denkmäler — nie besonders beliebt und gesucht gewesen. Abgesehen davon, daß die Muhammedaner ein theologisches Vorurtheil gegen dieselbe und besonders gegen das Portrait-Malen haben, ist durch eine andere Kunst, welche wir nicht als eine solche zu betrachten gewohnt sind, dem Gebiet der Malerei Abbruch gethan: durch die Kalligraphie, welche von dem Muslim unvergleichlich höher geschätzt wird als die Malerei. Ein eben so gelehrter wie geistreicher Orientale, der weiter unten zu erwähnende Abulfazl, gibt dafür den folgenden Grund an: „Obgleich es wahr ist, daß es Malern, besonders den europäischen, gelingt, Figuren zu zeichnen, welche die Ideen darstellen, die

der Künstler von irgendeinem geistigen Zustande, (Zorn, Freude u. s. w.) hat, — bis zu dem Grade, daß man ein Bild für eine Realität halten könnte, so stehen dennoch Gemälde weit unter dem geschriebenen Buchstaben, insofern als der Buchstabe die Weisheit vergangener Zeiten in sich verkörpert enthalten und (auf diese Weise) ein Mittel zum intellectuellen Fortschritt werden kann.“ Demgemäß hat sich die Kunst des Schönschreibens im Orient zu aller Zeit großer Protection erfreut und zahlreiche Schüler gezählt, von denen uns aus allen Jahrhunderten viele Namen überliefert sind. Es hat ferner besondere Kalligraphen-Schulen gegeben, deren Geschichte sich mit den vorhandenen Materialien einigermaßen verfolgen ließe. Diese Kunst konnte auch sehr einträglich sein. Die meisten Fürsten und Großen pflegten kalligraphische Kunstwerke für ihre Bibliotheken zu sammeln, und die künstlerisch ausgeführte Copie irgendeines Dichters, die freilich sehr lange Zeit in Anspruch nehmen konnte, ist oft mit eben so enormen Preisen bezahlt worden, wie ein Gemälde eines berühmten Meisters in Europa.

Mit der Kalligraphie war das Schicksal der Malerei auf das engste verbunden, ja die letztere ist meistens nur die dienende Magd der ersteren gewesen. Hauptsächlich wurden Gemälde nur zur Ornamentation von Handschriften verwandt. Die beliebtesten poetischen und belletristischen Werke, besonders von persischen Autoren, wie Firdausi, Sadi, Nizami, Mir Khusru u. A. sind vielfach mit zahlreichen Miniaturen geschmückt. Außer der Miniature ist nur noch das Portrait und das Genre cultivirt.

Dasselbe Volk, welches in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts ganz Ost-Europa in eine mit Ruinen und Leichen bedeckte Einöde verwandelte, die Mongolen unter Cingizkhân und seinen Anverwandten, sollte drei Jahrhunderte später für Ostindien eine ganz entgegengesetzte Rolle spielen. Die größte Blüthe, die Indien unter orientalischen Fürsten erlebt hat, erstand unter dem Schutz eines mongolischen Fürstengeschlechts aus dem Hause Timurs, den in Europa sogenannten Großmoguls. Den beiden ersten Fürsten aus diesem Geschlechte, Baber und Humayun, gelang es nicht, eine dauernde Herrschaft von größerem Umfange in Indien zu gründen; erst dem Sohn des Humayun, dem großen Akbar, wurde ganz Nord-Indien bis zum Nerbadda unterthan. Er konnte seinen dauernden Wohnsitz in Delhi nehmen, wo seine Nachkommen bis in die neueste Zeit hinein residirt haben. Seinen Talenten und seiner Energie war es beschieden, das ganze große Ländercongломerat in ein einheitlich administrirtes Reich zu transformiren, das Wohl seiner Unterthanen großartig zu fördern, den Frieden aufrecht zu erhalten und seinen Künsten Vorschub zu leisten. Es war das goldene Zeitalter Ostindiens. Eine Grundidee der Politik Akbars war die Abschwächung der religiösen Gegensätze, besonders des Islams und des Hinduismus, und allgemeine Religionsfreiheit. Er machte sogar den Versuch, aus

Verschmelzung mehrerer Religionen eine neue Religion auf breitester philosophischer Grundlage zu stiften; leider hat dieser Versuch den Tod seines Urhebers nicht lange überlebt. Wie Akbar für Alles gleich viel Interesse wie Verständniß gehabt zu haben scheint, hat er auch den Wissenschaften und Künsten die mächtigste Förderung zu Theil werden lassen. Jeder Künstler und Gelehrte war gewiß, bei ihm mächtigen Schutz und reichliche Anerkennung seines Verdienstes zu finden. Wie die Kalligraphie, erlebte auch die Malerei eine Blütheperiode am Hofe Akbars. Die Hauptnachrichten über jene Zeit und ihr ganzes Getriebe verdanken wir dem Minister und Freunde Akbars, Abulfazl, dessen großem Werke (Akbar-nâme) wir die folgenden Notizen entnehmen.

Er erzählt, daß es zu jener Zeit mehr als hundert berühmte Meister ihrer Kunst gegeben habe, denen Allen der Weg zum Kaiser und zu seiner Casse offen stand, und von denen viele geradezu besoldete Hofmaler gewesen zu sein scheinen; daß der Kaiser sich allwöchentlich die eingereichten Gemälde von bestimmten Beamten vorzeigen ließ und dann nach Verdienst Belohnungen austheilte. Die meisten Maler waren entweder Perser oder Hindus. Als die bedeutendsten Namen werden angeführt:

Mir Sajjid Ali aus Tabriz, ein Schüler seines Vaters, eingeführt am kaiserlichen Hofe.

Khaja Abdussamad, genannt Shirinkalam (d. i. „Süß-Stift") aus Shiráz; er wurde bei Hofe eingeführt und sogar — was wir nennen würden — in den Adelstand erhoben. Er scheint eine Schule gebildet zu haben.

Daswanth, ein Hindu niedriger Herkunft, dessen Talent der Kaiser entdeckte und den er durch Abdussamad ausbilden ließ. Er soll dann seinen Lehrer bald übertroffen und viele Meisterwerke hinterlassen haben. Er galt für den ersten Maler seiner Zeit. Von Wahnsinn befallen, starb er durch Selbstmord.

Basáwan, ein Hindu, den einige Kritiker in gewissen Dingen, besonders im Portrait-Malen, dem Daswanth noch vorzogen. —

Es wird dann noch eine Anzahl von Namen genannt, die wir weiter nicht anzuführen brauchen. Viele Bücher wurden für die kaiserliche Bibliothek mit zahlreichen Miniaturen versehen. Alle Großen des Reiches wurden auf des Kaisers Anordnung portraitirt und diese Portraits, darunter auch sein eigenes, zu einem Album gesammelt. Ferner bemerkt Abulfazl, daß zu seiner Zeit die Mischung der Farben (Aquarell) besonders verbessert worden sei, und er rühmt an den Bildern der zeitgenössischen Maler besonders „the minuteness in detail, the general finish, the boldness of execution".

Akbar regierte von 1556 bis 1605. Die Blüthezeit indischer Malerei, die bis etwa 1700 dauerte, geht also um ein halbes Jahrhundert derjenigen der niederländischen Schule (Rubens 1577 bis 1640, Vandyck 1599 bis 1641, Rembrandt 1606 bis 1669) voraus.

Das Depositar der meisten und besten Gemälde jener Zeit wird die kaiserliche Bibliothek gewesen sein, und aus dieser sind sehr viele Schätze besonders nach der Unterdrückung der Sepoy-Rebellion nach England gekommen. Man erkennt sie an den kaiserlichen Siegeln, die in die Bücher gedruckt zu werden pflegten; sie enthalten in der Regel außer den Namen des Kaisers auch den des jeweiligen Bibliothekars. Es ist somit die Möglichkeit offen, daß viele von den losen Zeichnungen und den illuminirten Handschriften in englischen Bibliotheken unmittelbar aus dem Besitze Akbars herstammen.

Die zahlreichsten aller auf uns gekommener Bilder sind die Miniaturen in Handschriften; sie stellen meistens Kriegs- oder Jagdscenen dar, dann aber auch Bilder aus dem häuslichen Leben, Trinkgelage, Hoffeste, Erotisches aus dem Harems-Leben. Die Mehrzahl derselben ist allerdings flüchtig und roh ausgeführt, aber es giebt auch deren sehr viele, denen ein bedeutender Kunstwerth nicht abzusprechen ist.

Ferner finden wir ganze Albums von Portraits. Von diesen reichen gewiß die meisten nicht in die Blüthezeit unter Akbar hinauf, sondern gehören der Periode des rapiden Verfalls seit 1700 an. Unter den drei Nachfolgern Akbars, Jehângîr, Shâhjehân und Aurangzib hat die Malerei sich fast immer noch auf derselben Höhe erhalten; aber nach dem Tode Auranzibs (1707) erfolgte mit dem Verfall des Reiches auch ein jäher Verfall von Kunst und Wissenschaft. Diese spätere Gattung von Portraits ist gänzlich schablonenhaft, ermangelt jeder Originalität in der Auffassung, ist matt in der Farbe und ohne Akribie in der Ausführung. Wir kennen aber auch einzelne Portraits, welche sich durch correcte Zeichnung und künstlerische Vertheilung von Licht und Schatten als Meisterwerke aus der Blüthezeit der Kunst zu erkennen geben. Als ein Muster dieser Art bezeichnen wir das in der Bodleyana befindliche Portrait der berühmten Kaiserin Nûrjehân, der Frau des Jehânqîr, die unter diesem ganz Indien regierte. In der Bodleyana verdient auch eine skizzirte Federzeichnung, Timur darstellend, besondere Beachtung.

Die dritte, weniger zahlreiche Gattung orientalischer Gemälde in unseren Sammlungen kommt unserem Wandgemälde am nächsten; sie sind in der Regel von sehr geringem Umfang, auf Papier gemalt und auf Pappe aufgeklebt. Es sind Genre-Darstellungen, Bilder aus dem Harem, Trinkgelage, Hoffeste, religiöse Ceremonien, Mythologisches, Kriegs- und Jagdscenen. Wir kennen ziemlich viele Bilder dieser Art, die ganz wohl aus der Zeit Akbars herstammen können. Auf diesem Gebiete haben die indischen Maler das Bedeutendste geleistet. Obgleich ihre Perspective sehr rudimentär, also fast in jedem Gemälde dies oder jenes verzeichnet ist, so tragen wir dennoch kein Bedenken, ihren allgemeinen Kunstwerth ziemlich hoch anzuschlagen, besonders wegen der Originalität in der Contrastirung der (meistens sehr gut erhaltenen) Farben, wegen des glänzenden Colorits und der sorgfältigen Ausführung in jedem Detail; hin und wieder findet sich auch ein Bild mit einer echt künstlerischen Composition.

In Oxford existirt ein Bild, ein Mädchen darstellend, wie sie zur Nachtzeit den Harem verläßt, augenscheinlich um sich zu einem Rendezvous einzufinden; die Nacht ist dunkel; in einer Hand hält sie eine Lampe, die sie mit der anderen vor dem Winde schützt; das reflectirte Licht beleuchtet den Körper und läßt durch zwiefaches, durchsichtiges, im Winde flatterndes Gewand die schönen Formen erkennen; hinter ihr der Palast, den sie eben verläßt, vor ihr ein Park, wo sie den Geliebten zu finden hofft. Dies Bild ist so trefflich componirt, so gut gezeichnet, so minutiös ausgeführt und von einer so unwiderstehlichen Farbenpracht, daß es auf jeder Ausstellung Aufsehen erregen würde.

Mitten unter rein orientalischen Bildern finden sich zuweilen Madonnen, überhaupt Darstellungen ausschließlich europäischer Gegenstände evident europäischen Ursprungs. Am Hofe Akbars haben nämlich mehrere Europäer, besonders portugiesische Jesuiten, sich längere Zeit aufgehalten; unter diesen müssen auch Maler gewesen sein. Abulfazl weiß etwas von europäischer Malerei. Wahrscheinlich ist der Aufschwung der Malerei unter Akbar zum Theil wenigstens europäischem Einfluß zu verdanken.

Zum Exterieur der Bilder bemerken wir, daß auf der Rückseite gewöhnlich poetische Citate in persischer Sprache geschrieben sind. Auch findet sich sehr oft in einer Ecke der Rückseite der Name des betreffenden Künstlers.

Im Verlaufe anderweitiger und nichts weniger als kunstgeschichtlicher Studien mit den Denkmälern indischer Malerei in Berührung gekommen, haben wir — nach dem Grundsatz des Ennius: Nihil humani a me alienum est — die Aufmerksamkeit der betreffenden Auctoritäten auf dieselben gelenkt und für sie Interesse zu erregen gesucht, um ihnen dadurch ein würdigeres Los zu bereiten als das, was ihnen jetzt bescheert ist, d. h. unter allem Schund in den Winkeln der Bibliotheken herumzustehen, dem Staub und den Würmern preisgegeben zu sein. Bisher aber sind unsere Bemühungen noch erfolglos geblieben. Allah ist groß und allweise! — Ed. Sachau.

Aus den Memoiren des letzten Polenkönigs [1]).

I.

Vor einem Jahre ist in Dresden ein Buch erschienen, das gewiß nicht verfehlt hätte, in den weitesten Kreisen der litterarischen Welt Aufsehen zu machen, wenn es nicht in polnischer Sprache herausgegeben wäre. Leider gehört

---

[1]) Pamiętniki Stanisława Augusta Poniatowskiego. Z autografu franc. przełożone przez Bron. Zaleskiego. Drezno.

die polnische Sprache zu denjenigen, welche sich anzueignen selbst die sonst universellen deutschen Gelehrten nicht der Mühe werth halten, wenngleich sie manche litterarische Erfahrung eines Anderen belehren dürfte.

Wenn irgendeine slavische Sprache, so verdient die polnische eine etwas sorgfältigere Beachtung, da sie uns eine gewiß merkwürdige, lebensfrische, in hohem Maße ausgebildete Litteratur zu erschließen im Stande ist. Völlige Unkenntniß der polnischen Litteratur zeigt es, wenn man in Deutschland eine zufällig aus dem Polnischen entlehnte litterarische Erscheinung als etwas höchst Unerwartetes, Ueberraschendes, mit Staunen begrüßt, wie dies unlängst mit Dr. Bratraneks Uebersetzung der polnischen Briefe Odyniec's über Weimar und Goethe geschehen, welche als ein „ungehobener Schatz“ durch fast alle Journale Deutschlands Runde machten.

Es liegt wahrlich in der reichhaltigen polnischen Litteratur manch ein „ungehobener Schatz“ geborgen, von welchem deutsche Litteraturhistoriker und Schriftsteller, die von der Dichtung dieses Volkes nur mit vornehmer oder, richtiger gesagt, mit leichtfertiger Geringschätzung Notiz nehmen, bisher keine Ahnung haben. Die ungerechten Vorurtheile würden gewiß weichen, wenn sich Schriftsteller fänden, welche einzelne polnische Dichtergestalten der litterarischen Welt Europa's vorführen würden, wie es bereits Dr. Bratranek mit Vincenz Pol und A. E. Odyniec in deutscher, Julian Klaczko mit Sigmund Krasinski, Mickiewicz, K. Szajnocha in französischer Sprache gethan haben.

Was hier von der poetischen Litteratur gesagt wurde, gilt auch von der historischen. Daß dieselbe wirklich Beachtung verdient, haben bereits die so verdienstlichen Arbeiten des Dr. Zeißberg, gegenwärtig Professor an der Hochschule in Wien, und die Kritiken des Prof. Dr. Xaver Lisko in Sybels „Historischer Zeitschrift“ theilweise nachgewiesen.

Das Buch, von dem ich hier zu sprechen beabsichtige, zählt auch zu solchen Erscheinungen der polnischen historischen und Memoirenlitteratur, welche auch in deutschen Leserkreisen bekannt zu werden verdienen. Sind es doch Memoiren eines unglücklichen Fürsten, welcher durch das wunderliche Geschick, das ihn bis auf den Thron erhob, und ihm nachher die traurige Rolle beschied, der letzte König eines einst glänzenden und mächtigen Staates zu sein, zu einer wahrhaft tragischen Gestalt wurde.

Stanislaus August galt in den Augen der polnischen Patrioten lange als der alleinige Urheber des Unterganges Polens, als erklärter Verräther und gewissensloser Wütherich, der um die Gunst der Czarin Katharine buhlend und bloß seinen ausschweifenden Vergnügungen nachjagend, mit wahrhaft empörender Niedertracht sein Vaterland zu Grunde gerichtet habe. Die älteren polnischen Historiker haben zur Verbreitung dieser einseitigen Anschauung ihrerseits viel beigetragen; — und erst in der neuesten Zeit hat Valerian Kalinka in seinem vortrefflichen, aus bisher unbekannten authentischen Quellen geschöpften Werke: „Die letzten Regierungsjahre des Königs Stanislaus August“ einer

etwas gerechteren Auffassung Bahn gebrochen, und durch eine gewissenhafte Vertheilung von Licht und Schatten den letzten König zwar nicht rehabilitirt, aber doch die gegen ihn gerichteten höchst übertriebenen Beschuldigungen auf ihr richtiges Maß zurückgebracht.

Rehabilitirt kann allerdings Stanislaus August niemals werden, sowie es auch einer parteiischen Geschichtsschreibung niemals gelingen wird, die Conföderation von Targoriza rein zu waschen, wenngleich auch andererseits ihrer politischen Gegnerin, der Conförderation von Bar, welche bis in die neueste Zeit als eine im edelsten Sinne patriotische Bewegung geradezu götzenhaft verherrlicht wurde, manch schwerwiegender Antheil an der gemeinsamen Schuld mit vollem Rechte zugeschrieben werden kann.

Wenn Fehler in der Politik Verbrechen, ja nach dem Ausspruche eines bekannten französischen Staatsmannes mehr als solche bedeuten, so war der letzte polnische König ein Verbrecher; wenn Mangel an männlichem Charakter und eine bis zur Feigheit getriebene Schwäche einem offenen Verrathe gleichgestellt werden können, dann, aber nur dann war er auch ein Verräther. Tugendhaft und verderbt zugleich, von edlen Eingebungen beseelt und von der leichtsinnigen Frivolität seines Zeitalters angefressen, ernster Freund der Wissenschaften und reformatorischer Bestrebungen, und ein eitler Nachäffer der Versailer Hofherrlichkeit, aufrichtiger Patriot und Verächter der alten nationalen Sitten, momentanen Regungen der Thatkraft zugänglich und gleichzeitig ein charakterloser Schwächling, unbeständig, willenlos, leichtfertig und zaghaft, bald naiv vertrauend, bald ohne Grund mißtrauisch — blieb er immer ein erbärmliches Spielzeug in den Händen der russischen Diplomatie und der verschiedenen inländischen Parteien, und anstatt die ihm mehrmals gebotene Gelegenheit zu ergreifen und sich an die Spitze der besseren, patriotischen Mehrheit seines Landes zu stellen, trug er durch Mangel an jedweder Energie, durch muthloses Hinundherschwanken zwischen verschiedenen Parteiströmungen nur zur heillosen Zerrüttung der inneren wahrhaft verzweifelten Lage bei, die in der Katastrophe der Theilung ihr tragisches Ende fand.

Es ist hier jedoch nicht der Platz, sich in eine erschöpfendere Charakteristik des unglücklichen Königs einzulassen, und wir gehen deßhalb zu seinen Memoiren selbst über. Seit vielen Jahren war es bekannt, daß Stanislaus August bei seinen Lebzeiten an seinen Memoiren arbeitete und dieselben nach seinem Tode hinterließ. Sie sollen ursprünglich sehr umfangreich und mehrere Bände stark gewesen sein. Leider ging der überaus größere Theil verloren und nur zwei Hefte wurden in der fürstlich Czartoryski'schen Bibliothek in Paris vorgefunden. Sie sind in französischer Sprache und eigenhändig von dem Könige geschrieben.

Im vorigen Jahre wurden diese interessanten Memoiren durch den polnischen Schriftsteller Brenislaus Zaleski ins Polnische übersetzt und in Dresden herausgegeben. Warum es der Herausgeber nicht für gut fand, die Memoiren

in ihrer ursprünglichen französischen Fassung zu veröffentlichen, wissen wir wahrlich nicht zu erklären. Polnische Uebersetzer würden sich auch so gefunden haben, und der Originaltext würde manche zarte, individuelle Styleigenthümlichkeit enthalten haben, die in der Uebersetzung schwer wiederzugeben war. Uebrigens ist die Uebersetzung nicht correct, die Ausgabe selbst in kritischer Hinsicht ungenügend — und durch die ausschließlich in polnischer Sprache bewerkstelligte Veröffentlichung ist ganz ungerechtfertigter Weise der Leserkreis des merkwürdigen Buches ungemein geschmälert worden.

Wir übergehen die ganze, übrigens sehr flüchtige Schilderung, welche uns der König von seinen Knabenjahren gibt, und schreiten gleich zu seinem ersten Ausfluge ins Ausland. Mit Empfehlungsschreiben und Geld reich ausgestattet, von den ehemaligen Adjutanten des Marschalls Münich, Major Königfels als Hofmeister begleitet, begibt sich Stanislaus Poniatowski nach Aachen, wo eben (1748) der Friede, welcher den österreichischen Erbfolgekrieg beendete, verhandelt wurde. Eingeführt durch Kauderbach, den sächsischen Bevollmächtigten, macht hier Poniatowski die erste Bekanntschaft Kaunitz', fährt weiter nach Maestricht, wo er mit Marschall Löwendahl, und nach Brüssel, wo er mit dem Marschall Moriz von Sachsen zusammentrifft. Graf de Saxe verfehlte nicht, auf den jungen Polen einen gewaltigen Eindruck zu machen. „Es schien mir" — erzählt Poniatowski — „daß ich hier den ersten Helden Europa's sehe: Moriz v. Sachsen war wirklich eine Heldengestalt. Hoch gewachsen, athletisch gebaut, stark wie Herkules, mit einem Gesicht voller Männlichkeit, hatte er einen sehr sanften Blick und etwas ungemein Edles in seiner Kopfbewegung. Seine Stimme erinnerte an den Klang einer Orgel; er hatte einen langsamen aber weiten Schritt, und ein jedes Wort aus seinem Munde (das selten kam), eine jede seiner Bewegungen machte tiefen Eindruck auf Alle, die ihn umgaben."

Die erste Reise des jungen Poniatowski dauerte nicht lange. Nachdem er wieder in sein Vaterland zurückgekehrt war, wo er nach und nach ungeachtet seiner Jugend in das öffentliche Leben eingeführt wurde, verblieb er längere Zeit unter Obhut seines Oheims, des Unterkanzlers von Litthauen, Fürsten Michael Czartoryski. Hier macht er die Bekanntschaft verschiedener hervorragender Persönlichkeiten, deren gelungene Charakteristiken in diesem Theile seiner Memoiren enthalten sind. Wiederholt kleinere Ausflüge über die Grenzen Polens unternehmend, langt Poniatowski im Jahre 1751 in Wien an. „Wien war für mich etwas ganz Neues" — erzählt der König — „etwas bei Weitem Großartigeres als Sachsen, wo ich wie zu Hause war. Ich fand hier einen großen und imposanten Hof, welchen niemand zu bespötteln sich erkühnte, sehr viele Privatpersonen, die sehr reich waren, auf glänzendem Fuße lebten, jedoch kalt und zurückhaltend waren, so daß man bei ihnen nur mit Schwierigkeit eingeführt werden konnte. Fast alle Weiber waren sittsam und zu Verbindungen mit Fremden nicht geneigt, wozu wahrscheinlich die bekannten Grundsätze der Kaiserin das Meiste beigetragen haben mochten. Die Kaiserin erfreute

ich einer allgemeinen Achtung, wenngleich man ihr seine fast kleinliche Ueberwachung der Sitten vorwarf. Alles dies erfüllte mich zwar mit Achtung, machte mir aber auch Zwang und Langeweile. Ich faßte es als eine Ehrensache auf, mich in alle hohen Häuser einführen zu lassen, und stieß hiebei fast überall auf die für mich unaussprechlich langweilige Nothwendigkeit, Karten zu spielen oder sich an Gesellschaftsspielen zu betheiligen; auch der Ton der Unterhaltung war zu steif, als daß ich mich ungezwungen fühlen sollte. Endlich brachte ich es dazu, daß ich angenehme Bekanntschaft machte. Man empfing mich höflich und freundlich bei Dietrichstein, und die Gräfin Rosa von Harrach, Gemahlin des Präsidenten der Hofkanzlei, war mir eine liebe Freundin. Man nannte damals die Gräfin „„Königin von England"". Eine angenehme Bekanntschaft war für mich Graf Zinzendorf, der, wenngleich er den Ton und alle Manieren eines alten leichtfertigen französischen Höflings hatte, bei Hofe wohl gelitten war. Die höchsten Damen und die hervorragendsten Männer bewarben sich um die Gunst und Gesellschaft des alten Commandeurs, den ein hartnäckiges Podagra immer an das Canapé fesselte. . . Der zweite Mann, der mich anzog, war Graf Firmian. Er hatte ein sehr ernstes und strenges Aussehen, war aber sehr freundlich, und ich verdanke ihm viel Belehrung. . . Ich sah auch jenen Fürsten Joseph Wenzel Liechtenstein, von dem man erzählt, daß ihm auf seine Bemerkung: „„Die Artillerie Eurer Majestät"" — die Kaiserin Maria Theresia unterbrechend entgegnete: „„Fürst, sagen Sie: meine Artillerie, denn Sie sind nicht nur ihr Meister, sondern ihr Schöpfer."" In der That behauptet man, daß der Fürst einen großen Theil seiner Einkünfte für die Artillerie verwendete. Er galt für den reichsten und großmüthigsten österreichischen Cavalier; man warf ihm aber auch einigen Hang zur Prahlerei vor. Man bemerkte, daß er ungewöhnliche Dinge gern erzählte; man widersprach ihm jedoch niemals, da solche Erzählungen niemand schadeten. Wirklich tapfer und als solcher allgemein anerkannt, ein glücklicher Feldherr, Sieger von Piacenza, hatte er dennoch manchmal das Aussehen eines Großsprechers."

„In dem Hause der Gräfin Harrach" — erzählt weiter der König — „machte ich die Bekanntschaft des Grafen Luchesi, eines Sicilianers, General der Cavalerie in österreichischen Diensten. Ungeachtet seiner 50 Jahre, seines africanischen Gesichtes und einer ganz bizarren Ausdrucksweise verstand er es dennoch, alle Frauen zu erobern und sich gewisse Vorrechte in der Gesellschaft und selbst bei der Kaiserin zu erwerben. Es war dies zwar mehr eine Auszeichnung als eigentliche Gunst — dies verhinderte aber nicht, daß Luchesi eine höchst unbequeme Persönlichkeit war, da die schönen Damen, selbst die höchstgestellten und die sittsamsten, welche er in seiner Sprache „„Ungeheuer der Schönheit"" zu nennen pflegte, in seiner Gegenwart einen Mann nicht einmal gnädig anzublicken wagten, wenn Luchesi demselben zufällig ungewogen war. Mit einem Worte, Luchesi war ein wahrer gesellschaftlicher Despot, dessen Tyrannei um so unerträglicher war, als sie durch keine wirklichen Rechte, am mindesten aber

durch die Kunst, Weibern und Männern zu gefallen, gerechtfertigt war. Seine Renommée in Wien datirte sich seit der Zeit, als er in den ersten Regierungsjahren Maria Theresia's von derselben zum Lohne für seine Kriegsthaten entweder ein Regiment oder eine Cocarde von Bändern verlangte, welche die Kaiserin trug. Eine so ritterlich gestellte Wahl brachte Luchesi das Commando eines Regiments ein. Der Krieg von 1756 war eine Enttäuschung für Alle, welche auf die militärische Begabung Luchesi's vertrauten. Uebrigens erzeigte er mir einige Höflichkeiten, und eines Tages bot er mir sogar eine Fähndrichstelle in seinem Kürassierregimente an, was wahrlich ein nec plus ultra seiner Gunst war. Dieses Anerbieten war der erste Anlaß, daß mein Bruder [1]) in den österreichischen Dienst trat, wo sein Name sich einen guten Klang erwarb."

„Ich war auch Gast in dem Hause der alten Fürstin Victoria von Savoyen, einer Nichte und Erbin des berühmten Eugen, welche sich von ihrem Manne, dem österreichischen Feldmarschall Prinzen von Sachsen-Hildburghausen schied und ein eigenes Haus führte. Sie hatte zwei Ehrenfräuleins, die Gräfinnen Kutulinsky, aus einer mährischen Familie. Die ältere, in die eine höchste Person verliebt gewesen sein sollte, schien mir sehr schön und höchst anmuthig zu sein, zumal als sie mir den Vorzug vor einem Officier, einem geborenen Schweden, gab. Dieser Umstand, und zwei Besuche, die ich diesen Damen machte, wobei stets die jüngere Schwester abwesend war, gaben dem mit diesem Hause befreundeten Nuntius Sarbellioni Anlaß zur Vermuthung, daß ich die Gräfin Kotulinski zu ehelichen beabsichtige, was keineswegs der Fall war. Sarbellioni schrieb darüber meinen Eltern, die er noch von seinem polnischen Aufenthalt her kannte. Die Folge davon war, daß mir mein Vater einen donnernden Brief schrieb, und mir mit der Verschließung seines Hauses drohte, wenn sich die Vermuthung des Nuntius verwirklichen sollte. Die Fürstin von Savoyen verbat sich meine Besuche, und dieser unangenehme Zwischenfall veranlaßte mich, Wien früher zu verlassen als es ursprünglich in meiner Absicht gelegen hatte."

L. v. Lubitsch.

---

* Zur Geschichte des Humanismus.

So viel auch schon für die geschichtliche Darstellung des Humanismus und der Humanisten geschehen ist, so bleibt doch noch immer manches zu thun übrig. Beweis dessen die vorliegende schöne sorgfältig gearbeitete Studie über Beatus Rhenanus, in welcher gründliche, zum Theil sehr mühevolle Forschung mit geschmackvoller Form zu einem erfreulichen Eindruck verbunden erscheint! [2]) Beatus Bild, genannt Rhenanus, gehört zwar nicht zu den Geistern ersten Ranges unter den Humanisten wie Agricola, Erasmus und Reuchlin, er

---

[1]) Der später so berühmte Marschall Joseph Poniatowski.

[2]) Beatus Rhenanus. Eine Biographie von Adalbert Harawitz. Wien, 1872.

hat die geistige Bewegung nirgends in neue Bahnen gelenkt, auch ist sein Leben nirgends durch hervorragende Momente oder durch einen tragischen Schluß wie etwa das Ulrich von Huttens bezeichnet, aber nennt man die geschultesten, fleißigsten, sittlich ehrenhaftesten Männer des deutschen Humanismus, so nennt man gewiß auch gar bald den Beatus Rhenanus. Er war ein Elsäßer, seine Wiege stand in dem weinreichen Schlettstadt, seine Ausbildung erfuhr er in Paris, die eigentliche Richtung aber gab ihm nachher Erasmus in Basel. Erasmus war für ihn jedenfalls der geistig verwandteste von allen Zeitgenossen. An ihn schloß er sich mit innigster Liebe an. Mit ihm theilte er alle die Empfindungen, welche Erasmus und manchen anderen Humanisten bei dem Ausbruche der deutschen Reformation in eine so unangenehme Lage versetzten. Der Humanismus, aus Italien herüberkommend, hatte eben nach langen Kämpfen den Sieg errungen über die alte Geistesrichtung, er hatte begonnen sich auszubreiten über alle deutschen Gaue hin, er fing an alle Lehrstühle zu besetzen, da erhob sich wie mit Sturmeswehen eine neue Bewegung, welche nicht bloß die Oberfläche in Schwingung versetzte, sondern bis zum Grunde fuhr und die ganze Nation aufwühlte in allen ihren Schichten bis zur untersten Tiefe. Diese neue Bewegung, zum Theil angeregt und ermöglicht durch die des Humanismus, drängte diesen überall zurück und hemmte seine eben erst aufblühende Wirksamkeit. Im Geräusche der Tagesfragen, im Streite der religiösen Meinungen gedieh die stillere Wirksamkeit der Humanisten nicht länger. Kurz zuvor noch im Vordergrunde und ein Ziel der öffentlichen Aufmerksamkeit, mußten sie sich nun zufrieden geben, wenn man sie ruhig der Einsamkeit ihrer Studirstuben überließ. Was Wunder, daß dies nicht Allen gefiel, daß die Humanisten fast insgesammt über den Verfall der einst so regen Theilnahme für die classischen Studien Klage führten, daß endlich gar viele die Reformation als ein öffentliches Unglück ansahen, nachdem es klar geworden war, daß es nicht so glatt abgehen würde bei der Verbesserung der Kirche im Reiche, daß Unfriede und Aufruhr aus der neuen Saat emporwachse. Auch konnten wohl die Männer, deren geistige Ausbildung bereits fertig war, als Luther das Banner der Kirchenbefreiung aufrichtete, sich nicht leicht in die neue Zeit, die damit anhob, hineinfinden. Die Männer der alten Richtung sonderten sich naturgemäß von den Männern der neuen Richtung. Die ersteren, kurz zuvor noch die Vertreter des Fortschritts gehören fortan zu den Zurückgebliebenen, wenn nicht gar zu den Vertretern des Rückschritts. Zu den Männern, welche ihre Natur und Bildung zwang stehen zu bleiben, gehörten denn auch Erasmus und sein Freund Beatus. Der Letztere hat anfangs wie die Meisten den Donner, der von Wittenberg aus die schwüle Luft erschütterte, mit Freuden begrüßt, aber, als die Bauern aufgestanden waren und die Wiedertäufer sich rüsteten alles Alte zu zerschlagen, bald gefunden, daß das Unwetter Schöpfungen zerstöre, die ihm theurer waren als Alles, theuerer wenigstens als die Reinigung der Kirche von einigen Mißbräuchen, über die er wie Andere bald getrauert, bald gespottet. Ihm wie Erasmus wurde die Sache auch zu demokratisch, die Hereinziehung des großen Haufens war nicht nach ihrem Sinne. Die Zeit verlangte Männer und sie waren nur Gelehrte. Es galt zu kämpfen und sie wollten nur studiren. Seit 1525 verschwindet Rhenanus mehr und mehr in seiner Studierstube, arbeitete daselbst unablässig, edirte und commentirte, aber unter den Männern, welche die geistige Zeitgeschichte machten, war ferner von ihm nicht die Rede.

Wenn wir an der mit Liebe ausgeführten Biographie durchaus reines Vergnügen fanden, so sei es uns doch erlaubt zum Schlusse einen Punkt zu berühren, in dem der Verfasser dem Beatus Rhenanus nicht ganz gerecht wird. Der Punkt ist nebensächlich für die Biographie, aber sonst von Wichtigkeit. Der Verfasser citirt eine Bemerkung aus einem Briefe des Rhenanus an Zwingli: „Christus ward in die Welt gesandt um uns die thörichten Neigungen zu den irdischen Dingen zu benehmen, die Liebe zum

Vaterlande, zu den Eltern, den Verwandten, der Gesundheit und den übrigen Gütern, und um zu zeigen, daß Armuth und die Unannehmlichkeiten dieses Lebens keine Uebel seien." Der Verfasser findet diese Aeußerung „mönchisch, noch ganz im Sinne des mittelalterlichen Systems geschrieben, man glaube Thomas a Kempis zu lesen". Ich muß gestehen, ich wüßte die Haupttendenzen der Lehrthätigkeit Christi, wie sie uns die Evangelien und besonders Matthäus und Marcus darstellen, nicht präciser zu formuliren, als durch die eben angeführten Worte. Jede Seite der synoptischen Evangelien zeigt, daß das „Gottesreich" nichts anderes anstrebt als die Abschwächung und Ertödtung aller der stärksten Motive des socialen und des politischen Lebens. Es ist eigentlich christliche Gesinnung, jede Neigung zu den irdischen Dingen als Thorheit zu erkennen, die Liebe zum Vaterland, zu Eltern und Verwandten in sich zu ersticken, die Gesundheit und, was ihr so wesentlich dient, das Vergnügen, zu verachten. Unwissenheit und freiwillige Armuth sind wesentlich christliche Tugenden. Auch die Reformatoren hätten keine andere Idee des christlichen Lebens aufstellen können. Als er jene Worte schrieb, war Rhenanus im vollen Rechte, Zwingli hat an ihnen gewiß keinen Anstoß genommen.

Rob. Roesler.

—k. „Statistische Skizze der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie." Von Dr. H. F. Brachelli, k. k. Regierungsrath und o. ö. Prof. in Wien ꝛc. Dritte verbesserte Auflage. Leipzig, 1872. J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Die Thatsache, daß auf die erst vor kaum einem Jahre erschienene zweite Auflage dieses Werkchens eine dritte folgt, spricht wohl deutlich dafür, daß es einem wirklich vorhandenen Bedürfnisse entspricht, sowie andererseits der rühmlichst bekannte Name des Verfassers von vornherein für die Gediegenheit der Arbeit bürgt. Die uns vorliegende Schrift bildet gleichzeitig die Ergänzung zu der siebenten Auflage von Stein und Hörschelmann's Handbuch der Geographie und Statistik, welche bereits große Verbreitung und Anerkennung sich erworben und außer Prof. Wappäus in Göttingen, Dr. J. E. Gumprecht, Director Dr. Meinicke, Dr. J. H. Plath in München, J. H. Brauer in Hamburg, Dr. M. Block in Paris u. a. m. auch in Prof. Brachelli einen ihrer tüchtigsten Mitarbeiter gefunden hat. Dieselbe behandelt, wennauch in conciser Form, so doch in eingehender, gründlicher Weise Flächeninhalt und Bevölkerung, Bewegung der letzteren, Hauptstädte und größere Ortschaften, Nationalitäten, Religionsbekenntnisse, Land- und Forstwirthschaft, Bergbau, Hüttenwesen und Salinen, gewerbliche Industrie, Handel und Verkehr, Unterrichtsanstalten, Kirchenwesen, Staatsverfassung, Verwaltung, Finanzen, Kriegswesen und (im Nachtrag) die Provinzialisirung der Banater Militärgrenze. Alle Daten sind officiellen Ursprungs, die Bearbeitung ist eine äußerst sorgfältige, überall auf dem Standpunkt der neuesten Gesetzgebung und mit Rücksichtnahme auf die vielfachen administrativen Veränderungen, und liefert ein lehrreiches Culturbild der Monarchie. Mit einem Wort, Brachelli's „Statistische Skizze" bildet nicht nur ein sehr interessantes, sondern auch nützliches Handbuch, welches wir als ein für jeden Geschäftsmann, Lehrer, Publicisten, Beamten ꝛc. geradezu unentbehrliches Hilfsmittel bezeichnen müssen.

Verantw. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Ueber die ältesten religiösen Erregungen des Menschen.

Von Oscar Peschel.

1. Die Abgötter.

Wie schwarz ist doch Dein Haus! pflegten die Abiponen ängstlich auszurufen, so oft sie bei dem Jesuiten Dobrizhoffer Nachts eintraten und das Innere nicht erhellt fanden. Wie dieser tapfere und unverdorbene Stamm Süd-America's wagten sich aus Dunkelfurcht die ausgestorbenen Bewohner der Antillen nur ungern aus ihren Hütten in die Finsterniß hinaus. Der Australier ergreift, in die gleiche Nöthigung versetzt, stets einen Feuerbrand, und ebenso gilt den Leuten der Fidschi-Gruppe die Nachtluft mit Gespenstern erfüllt. Wenn wir unsere Kinder beobachten, begegnen wir den nämlichen Vorgängen wie in den Gemüthern unreifer Menschenstämme. Beide, Kinder und sog. Wilde, durchleben noch jetzt eine Märchenzeit, denn Letzteren wird, wie Waitz mit Berechtigung aussprechen durfte, die Natur zur Geister- wie Gespensterwelt. Wo der Verstand noch nicht geübt ist in der Auslegung der Erfahrungen, da hat auch das Gebiet des Möglichen keine festen Grenzen und die Geschöpfe der Einbildungskraft besitzen gleiche Macht wie die Wirklichkeiten.

Auf allen Gesittungsstufen und bei allen Völkern werden religiöse Empfindungen stets von dem nämlichen inneren Drang erregt, nämlich von dem Bedürfniß, für jede Erscheinung und jede Begebenheit eine Ursache oder einen Urheber zu erspähen. Am leichtesten befriedigen diese Begierde des Denkvermögens Bilder der Einbildungskraft. Was bei solchen Stimmungen unter unentwickelten Menschenstämmen im Dunkel der Gemüther sich vollzieht, wird durch eine oft benutzte Mittheilung des africanischen Reisenden Lichtenstein hell beleuchtet. Der Häuptling einer Kafir-Horde, der Amakosa, hatte von einem gestrandeten Anker ein Stück abgebrochen. Bald nachher starb er, und da nun, wie wir beiläufig hinzusetzen wollen, eine ganze Reihe von Völkern aller Erdtheile, zu denen auch die Kafirn gehören, jeden Tod eines Menschen übernatürlichen Ursachen zuschreibt, so genoß der verletzte Anker von jener Zeit an stets die Ehrfurchtsbezeugung der Amakosa. Es ist also der Drang nach einem

Urheber, der dazu führte, leblose Gegenstände beseelt zu denken und ihnen eine göttliche Verfügung über die Schicksale der Menschen beizumessen. So erklärt sich ungezwungen der Ursprung des Fetisch-Wesens.

Was die geisterspähenden Blicke des Wilden fesselt, kann ihm zum Sitze einer Gottheit werden. Stücke von Pflanzen, Schlangenhäute, Federn, Klauen, Muscheln, steinerne Pfeifen, lebendige Geschöpfe, ganze Thierarten, kurz was immer den rothhäutigen Indianer als Traumbild zu fesseln vermag, kann zu einem Gegenstande religiöser Verehrung werden.

Die Wahl der angebeteten Dinge ist jedoch nicht gleichgiltig, weil sie vom Niedrigen zum Erhabenen fortschreitend den Fetisch-Dienst bis zu dem Glauben an ein höchstes und sittlich vollkommenes Wesen zu erklären vermag. Unveredelt bleibt der Mensch nur so lange sich seine Anbetung tragbaren Sachen zuwendet, weil diese sammt ihrer vermeintlichen göttlichen Kraft in den Besitz eines Inhabers übergehen können. Die Dienstfertigkeit solcher Schutzgeister genießt dann der Eigenthümer. Laban, der seine Hausgötzen vermißt, jagt dem Erzvater Jacob nach, und Rahel, die sie entwendet hat, weiß auch durch Schlauheit sie dem Nachsuchenden zu verbergen. Lange nach der mosaischen Gesetzgebung, bis zu Davids Zeiten hüteten die Hebräer ihre Seraphim oder Penaten noch im Hause. Selbst wo die reinsten Gottesgedanken schon die Gemüther gewonnen haben, hängt das Herz doch immer noch mit Zähigkeit an dem alten Hausrath seiner kindischen Verehrungsarten fest, und es soll das Volk noch gefunden werden, welches sich völlig vom Aberglauben, das heißt von den Ueberresten früherer Religionsschöpfungen gereinigt hätte.

Gehört der Fetisch zum beweglichen Eigenthum oder gleichsam zum Gesinde des Hausherrn, so wird er für seine angebliche Verstocktheit oder Bosheit bestraft, so oft er die Wünsche der Bittenden nicht erhört. In solchen Fällen wird der chinesische Pöbel seinen Götzen mit einem Seil um den Hals durch die Straßen schleifen, wo sie am unsaubersten sind. Ist kein älterer und bewährter Fetisch vorhanden, so schreitet nach Bosmans Darstellung der Neger vor jedem großen Unternehmen zur Wahl eines Fetisch. Opfergelübde und Schmeichelworte fehlen nicht, begünstigt aber die erkorene Gottheit die Gläubigen nicht, so wird sie getödtet oder zerbrochen, je nachdem ein Thier oder ein lebloser Gegenstand verehrt worden war. So zerschlagen auch die Ostjaken ihre Götzen, wenn sie in Mißgeschick gerathen.

Zu den leblosen Dingen, welche menschliche Andacht auf sich zogen, gehören allerorten die Steine. Niemand wird überrascht werden, daß Meteoriten, die beim Herabfallen glühend in den Erdboden einschlugen, gerne angebetet wurden. Ein Stein, der bei Chicomoztotl oder den Sieben Höhlen, einem wichtigen Ort in der mythischen Topographie der Alt-Mexicaner, herabfiel, wurde von diesen als ein Sohn des Götterpaares Ometeuctli und Omecihuatl verehrt. Der schwarze Stein, das größte Heiligthum der Mohammedaner in Mekka, soll anfangs hell geleuchtet, wegen der Sündhaftigkeit des Menschen

geschlechts sich aber bald schwarz gefärbt haben. Er ist ganz sicherlich der Rest eines Fetisch-Dienstes der vorislamitischen Araber, wie der Stein, welcher eingemauert in der Omar-Moschee zu Jerusalem vom Himmel gefallen sein soll, als die Propheten erstanden. Aus anderen leicht zu deutenden Vorstellungen werden Steine von Phallusgestalt, vielleicht vereinzelt gebliebene Säulen eines Basaltganges auf den Fidschi-Inseln verehrt. Noch kürzlich wurde Theodor Kirchhoff in Oregon ein Felsblock gezeigt, zu welchem die Umpkwa-Indianer wallfahren. Die Propheten in Israel und die frommen Könige in Juda eiferten unablässig gegen den Dienst der Höhen, worunter ein hoher Steinkegel, das Sinnbild des Heiligsten zu verstehen ist. Schon Jacob salbte den Stein zu Bethel, auf dem er geruht hatte.

Im keltischen Europa begegnen wir den Steinkreisen als Andachtstätten und den trilithischen Cromlech oder Steintischen, die entweder als Opferstätten dienten, oder unter denen der Gläubige hindurchkriechen sollte. Noch im Jahre 567 mußte ein Concil in Tours den Kirchenbann gegen die Fortsetzung des Steindienstes androhen, ja in England ergingen solche Verbote im 7. Jahrhundert von Theodorich, Erzbischof von Canterbury, im 10. von König Edgar, im 11. noch von Cnut.

Verzeihlicher wird in unseren Augen diese Verirrung, wenn die Andacht sich auf Bergspitzen erstreckt. Wir denken dabei weniger an Heiligung gewisser Gipfel, wie des Olymp als Sitz der epischen Götter oder wie des Sinai als den Berg der Gesetzgebung, wollen aber nur in Bezug auf Letzteren erwähnen, daß auf der Höhe des Serbâl ein Steinkreis sich befindet, den die Beduinen nur mit abgelegten Schuhen betreten. Das Gleiche ist der Fall mit dem benachbarten Dschebel Munâgât, den die Araber den Berg des Zwiegesprächs (nämlich Moses' mit Jahve) nennen und in dessen Steinkreis sie Weihgeschenke niederlegen. Auch die Verehrung von Fußabdrücken, wie der des Gottes Tezcatlipoca, den die Alt-Mexicaner bei Quauhtitlan zeigen, oder der des Buddha auf dem Adamspic Ceylons gehören nicht hieher, sondern sind nur Spielarten der Reliquienverehrung.

Wir erwähnen dagegen den Schamanenstein der mongolischen Buräten, einen Felsen auf der Halbinsel Olchon im Baikal-See, sowie den Berg Tyrma oder Tirmak, bei dem die Guanchen oder Urbewohner der canarischen Inseln ihre höchsten Eide schwuren und von dem Begeisterte freiwillig als Opfer sich herabstürzten.

Hat die Verehrung von Steinen für deutsches Verständniß etwas Fremdartiges, so regt sich viel beifälliger in uns das alte Heidenblut, so oft wir vernehmen, daß Bäume oder Haine als Gottheiten oder Sitze von Gottheiten aufgefaßt wurden, denn noch heute verstehen wir die Empfindungen unserer Voreltern, als der heilige Bonifacius die Sachseneiche fällte. Das Flüstern im stillen, das Rauschen im erregten Walde, das Brecheu oder Knarren des Holzes, der sichtliche Kampf einer entlaubten Krone mit ihren knorrigen, gelenkreichen Aesten im Sturme

erweckt die Täuschung, als stehe man einer belebten Persönlichkeit gegenüber, und nur allzu willig gönnen wir uns den Trug, übersinnlichen Mächten uns physisch nähern zu dürfen. Ehemals war der Baumdienst über die ganze Erde verbreitet. Noch jetzt steht am Loch Siant auf der schottischen Insel Skye ein Eichengehölz, von dem seiner Heiligkeit wegen kein Zweig gebrochen werden darf. Wo eine Ceder im Föhrenwalde vereinzelt aufragt oder wo sieben Lärchen eine Geschwistergruppe bilden, naht sich ihnen der Samojede in ehrfürchtiger Stimmung. In den Hainen der Mundakhol, eines drawidischen Volksstammes Indiens, darf kein Zweig verletzt werden. Noch jetzt trifft man jenseits des Jordans Bäume, von denen Weihgeschenke, vorzüglich Haarflechten, herabwehen. Auf seinem Marsche nach Sardes in Lydien behing Xerxes eine heilige Platane mit Goldschmuck und bestellte zu ihrem Schutze einen Hüter. Im äquatorialen Africa empfangen wiederum die gewaltigen Affenbrodbäume oder Adanhonien fromme Gaben. Adolf Bastian sah den gleichen Gebrauch in Birma, in Mexico wird nach Tylor eine heilige Cypresse auf diese Weise verehrt, am westlichen Colorado nach Möllhausen eine Eiche, und am Ausfluß des oberen See's steht die große Esche, welcher die rothhäutigen Indianer ihre Opfer bringen. Wir erinnern schließlich an den Hain von Dodona, an die heilige Platane zu Aulis, die Pausanias noch sah, an die Verehrung der Pipal (Ficus religiosa) und der indischen Feige (F. indica) von Seiten der brahmanischen Hindu und der Buddhisten, an den letzthin gefällten Birnbaum auf dem Walser=Felde, sowie an die Weltesche Yggdrasil in unsern Mythen. Etwas Anderes ist es, wenn sich die Baumverehrung an das Verweilen geheiligter Personen knüpft, wie etwa der Hain oder Baum bei Mambre, weil Abraham dort rastete oder die Sykomore bei Matarich, unter deren Schatten die Madonna auf der Flucht nach Aegypten geruht haben soll.

Zu dem Baumdienst gesellt sich bisweilen geheimnißvoll die Verehrung von Schlangen, wie Fergusson hauptsächlich nach den Sculpturen der Santschi=Tope, einem der ältesten buddhistischen Bauwerke in Indien, vielleicht begonnen unter König Asoka um 250 vor Chr., es erkannt hat. Die Schlangen haben von allen Thieren am häufigsten Verehrung genossen, nirgends aber war die Schlangenanbetung oder die Naga=Religion so weit verbreitet als in Indien, wovon Ortsnamen wie Nagapur, Widschanagara, Baghanagara Zeugniß ablegen. Noch heutigen Tages empfangen die Cobra oder Brillenschlangen am Nagapanschmi=Feste öffentliche Verehrung von den Brahmanen.

Auch Mose hat in einer schwachen Stunde die eherne Schlange anfertigen lassen, die mit den anderen Heiligthümern nach Jerusalem wanderte, wo sie erst der fromme König Hizqia um 600 v. Chr. aus dem Tempel entfernte. Selbst innerhalb des Christenthums treffen wir auf die Secte der Ophiten, welche den Schlangendienst fortsetzten oder erneuerten. Die Schlangenverehrung erfreut sich noch voller Lebenskraft im Negerreiche Dahomme und hat sich mit der Sclaverei nach der Neuen Welt verbreitet, wo sie neuerlich auf Haiti

wieder üppig aus den Wurzeln getrieben haben soll. Das fließende Wasser ist, abgesehen von der weitverbreiteten Verehrung von Quellen und namentlich der Gesundbrunnen, als etwas Göttliches hauptsächlich von den Hindu betrachtet worden. Da wo Ganges und Dschamna aus Gletschern hervorbrechen, also in großartiger Hochgebirgseinsamkeit, oder auch im Flachlande über dem Weiher mit der Narbada-Quelle stehen Heiligthümer und Wallfahrtsorte. Dem Baden in den heiligen Strömen wird eine beseligende Wirkung zugeschrieben, und es fehlt nicht an frommen Hindu, die Ganges-Wasser von Benares bis zu Ramesseram, nahe der Südspitze Indiens, eine Entfernung, um Weniges kürzer als die zwischen Madrid und Berlin, zu den Abwaschungen der heimatlichen Götzenbilder herbeitragen. Auch den Altpersern war das fließende Wasser heilig, aber im Gegensatze zu den Hindu suchten sie jede Verunreinigung von ihm abzuwenden, so daß die Errichtung von Brücken, welche das Durchwaten der Flüsse beseitigte, zu den frommen Werken gehörte.

Wenn selbst die Gottheiten der Meere nicht ganz sicher waren vor den Züchtigungen des rohen Menschen, wie der persische Großkönig den Hellespont mit Ruthen peitschen ließ, so versprach es Besseres als die Menschen den Blick erhoben, um im gestirnten Himmel die unbekannten Urheber zu suchen. Der Cultus von Sonne, Mond und Sternbildern, bei mongolischen Völkern Nord-Asiens vielfach anzutreffen, hat sich von dort über beide Hälften America's verbreitet. Wennauch die religiösen Erregungen viel früher innerhalb der menschlichen Gesellschaften auftreten als die Unterscheidung zwischen dem Guten und Bösen, also durchaus nichts zu schaffen haben mit etwaigen Sittengesetzen, so werden doch, sobald einmal zwischen Gliedern desselben Verbandes der Verkehr durch strenge Gewohnheiten geordnet worden ist, die menschlichen Satzungen aus Geboten der Gottheit abgeleitet und von diesem Wendepunkte an wird die Religion das wirksamste aller Erziehungs- und Veredlungsmittel. Unbewußt, indem er die Gottheit sittlich zu verherrlichen strebt, arbeitet der Religionstrieb an der Läuterung der menschlichen Gesellschaft. Erweitern wir den Begriff des Fetisch auf alle sichtbaren Gegenstände, so verspricht unter allen Fetischen die Sonne, als Sinnbild alles Reinen und Klaren die Würde des menschlichen Verkehrs am kräftigsten zu heben. Wir denken dabei vorzüglich an die Herrschaft der peruanischen Inca, die sich eine Abstammung von dem Tagesgestirn beilegten und durch Eroberungen ihre strengen Staatsgesetze und eine achtungswürdige Halbcultur über dreißig Breitegrade ausgedehnt haben.

Die Sonne ist nicht bloß ein sichtbarer Gegenstand, sondern auch der Sitz von unsichtbaren Naturkräften und daher führt der Sonnendienst hinüber zur Anbetung von Erscheinungen, die nicht mehr unmittelbar wahrgenommen, sondern nur an ihren Wirkungen erkannt werden konnten. Dieses Fortrücken des Causalitätsdranges bezeichnet einen großen und erfreulichen Entwicklungsabschnitt bei jedem Volke, das ihn erreichte. Den Verehrern von Bäumen konnte auf die Dauer nicht die Erfahrung erspart bleiben, daß Alterserschöpfung

oder vor dieser die Verheerung durch holzzehrende Parasiten oder ein Wetterstrahl den Pflanzengott vernichtete. Im letzteren Falle namentlich mußte man sich eingestehen, daß über geringeren und vergänglichen noch höhere Mächte walteten. Völker, die Naturkräfte verehren, müssen aber schon deßwegen eine größere geistige Reife erlangt haben, weil nur solche Erscheinungen in der Körperwelt auf göttliche Thätigkeiten zurückgeführt werden, deren natürliche Ursachen zu ergründen dem menschlichen Verstande nicht gelungen war. Es mußte also der Versuch einer Erklärung vorausgegangen sein, während gedankenlose Gemüther überhaupt nicht auf solche Untersuchungen sich einlassen. Nur bei ackerbautreibenden Völkern, wennauch nicht bei allen, finden wir eine Verehrung der Naturkräfte. Ihnen waren aber die Vorgänge im Luftkreise die wichtigsten, weil von ihnen Ueberfluß oder Mangel abhing. Die Vergötterung der Kraft, also etwas sinnlich nicht mehr Wahrnehmbaren, konnte sich nur innerhalb einer Priesterkaste oder als Geheimlehre rein erhalten, für die Uneingeweihten aber, welche die sinnige Räthselsprache des Naturdienstes nicht verstanden, und die Allegorien als buchstäbliche Wirklichkeiten auffaßten, mußte die Kraft Fleisch und Blut annehmen. Aus einem Eigenschaftsworte, welches der Kraft beigelegt wurde, entstand ein Eigenname des Göttlichen, aus dem Namen entsprang wieder die Vorstellung eines Wesens, welches sogleich männlich oder weiblich gedacht wurde, je nach dem grammatischen Geschlechte der üblich gewordenen Benennung, und die einmal erregte Phantasie träumte nun den Götterroman weiter. Es zeigt sich dabei sogleich, daß der Typus der Sprache bei diesen Schöpfungen thätig eingriff. Sprachen also, die ein grammatisches Geschlecht unterscheiden, wie die des arischen, semitischen, und hamitischen Völkerkreises, enthalten große Verlockungen zur Mythenbildung. Nur darf man die Leistungen der Sprache selbst nicht überschätzen, denn wir finden Mythen von Göttern und Göttinnen bei Völkern mit geschlechtsloser Grammatik, wie bei den Polynesiern und bei den Bewohnern Mittel-America's. So ist auch der geistvolle Bleek in den Irrthum gerathen, Ahnendienst nur bei Völkern zu suchen, die sich der Präfixpronominal-Sprache bedienen, während er sich doch bei den Chinesen findet, deren Sprache alle grammatischen Formen entbehrt.

Wie aber die Sprache den Mythus gleichsam automatisch ausbildet, hat Delbrück mit großem Scharfsinn an dem Heroenroman Hippolyt und Phädra gezeigt, dem ursprünglich nichts zu Grunde lag als die Erscheinungen am Abendhimmel vom ersten Sichtbarwerden der Sichel bis zum Vollwerden der Mondscheibe. Da manchem Leser noch die Beweisführung fremd sein könnte, wollen wir sie kurz wiederholen. Hippolyt ist, wie auch ein schwacher Hellenist es errathen kann, die Bezeichnung für jemand, der mit gelösten oder ungeschirrten Rossen fährt. In der Welt der Dichtung thut dies allein der Sonnengott. Als Phädra dagegen, als die leuchtende oder glänzende, wird der Mond gepriesen, denn die unendliche Mehrzahl der Völker hat die Sonne

immer als männlich, den Mond immer als weiblich gedacht und nur wenig andere, zu denen die Deutschen und Hottentotten gehören, die Geschlechter umgekehrt vertheilt. Es bleibt bekanntlich die Mondsichel jeden späteren Tag hinter der westwärts eilenden Sonne um ein beträchtliches Bogenstück zurück. Nach längstens zwölf Tagen geschieht es dann, daß die Sonne eben sinkt, wenn der Vollmond ihr gegenüber am Gesichtskreise aufsteigt. Der wachsende Mond eilt also der Sonne scheinbar nach, vermag die schnellere aber nicht einzuholen.

In der Sprache des aufkeimenden Mythus lautet aber die Schilderung dieses Vorganges: Hippolyt flieht Phädra. Als nun ein Geschlecht aufwuchs, welches Sonne und Mond mit andern Eigenschaftswörtern bezeichnete, dem die ursprüngliche Bedeutung von Hippolyt und Phädra aus dem Gedächtniß entschwunden war, dem aber vielleicht ein Sprüchwort das Fliehen des Hippolyt vor der nacheilenden Phädra erhalten hatte, dann durfte sich wohl die Frage regen, warum mag wohl Hippolyt Phädra fliehen, wenn sie, wie ihr Name es anpreist, in aller Schönheit ihres Geschlechtes leuchtet? Bei diesem Stande der Vorstellungen war nun, wie Delbrück hinzufügt, nichts weiter nöthig zur Vollendung des Sagengewebes als der Gedanke: sollte vielleicht Phädra die Stiefmutter des Hippolyt gewesen sein? Einmal in diesem Sinne gestaltet, wurde der Mythus dann in die Schicksale von Theseus' Haus verflochten und eignete sich ganz vorzüglich als Stoff für ein Trauerspiel, Euripides, Racine und der Uebersetzer des Letzteren, unser Friedrich Schiller, würden aber wahrscheinlich tief betroffen gewesen sein, wenn ihre Heldenpaare sich vor ihnen als Sonne und Mond entschleiert hätten.

Diese Thätigkeit der Mythenbildung, welche den ursprünglichen Kern eines Naturdienstes, ähnlich den perlenbildenden Austern in undurchsichtige Schalen einhüllte, mußte mit der Zeit, namentlich solange die Schrift noch nicht im Gebrauch war, ihn völlig verdunkeln, so daß es schließlich nöthig wurde, die nämliche Kraft unter einem anderen Namen zur Göttlichkeit zu erheben, um sie abermals in übermenschliche Gestalt einzukleiden. Daher kommt es wohl, daß bei den arischen Völkern so viele Gottheiten für das nämliche Rollenfach vorhanden sind und namentlich die Thätigkeiten des Luftkreises so vielfach vertreten erscheinen. Alle diese Götterkreise aber verrathen ein Streben nach einem höchsten Wesen, dem sich die anderen Mächte früher oder später unterordnen müssen. Es ist beispielsweise nicht möglich, daß ein geistig sich entwickelndes Volk beim Dienste der Sonne verharren könne, weil früher oder später ein Zweifel sich regen muß, den der Inca von Peru Huayna Capac († 1525 n. Chr.) ausgesprochen hat, daß nämlich das Tagesgestirn unmöglich der Schöpfer aller Dinge sein könne, weil ja während der Nachtzeit die Entwicklung des Lebendigen ohne Unterbrechung fortschreite. An diesem Falle bewährt sich auch wieder unser Satz, daß alle religiösen Regungen nur aus dem Drange nach Erkenntniß eines Urhebers hervorgehen und daß jede Verehrung einer Gottheit in dem Augenblicke erlischt, wo sie das Causalitätsbedürfniß nicht

mehr befriedigt. Besser als bei der Sonne gelang es an der Göttlichkeit des lückenlosen, beständig sich selbst bewegenden Himmels, des Varuna oder Uranos festzuhalten. Im Lateinischen gab es für Gott und Himmel [1]) dasselbe Wort und daß uns Deutschen in der Vorzeit der Himmel und die höchste Gottheit zusammenfielen, daran mahnen uns noch jetzt die arglos heidnischen Redensarten: der Himmel behüte dich, oder: der Himmel erhalte dir dieses Kind. Erlaubt ist es sogar, daß mancher tiefer denkende Anbeter des Himmels unter seiner Gottheit nicht den irdischen Luftkreis und nicht das Firmament, sondern den Weltraum sich vorgestellt haben möge. Wenigstens wurde etwas dem Raume ebenbürtiges und wie er unbegrenztes, nämlich die Zeit als göttlich gedacht. Daß bei einer Vielheit der Götter eine Rangordnung Bedürfniß wird und dieses Ordnen unwillkürlich für monotheistische Anschauungen empfänglich stimmt, bemerken wir selbst im alten Mexico. In den berühmt gewordenen Ermahnungen einer aztekischen Mutter an ihre Tochter wird auf einen Gott verwiesen „der auch im Verborgenen jeden Fehltritt sieht." Sahagun, der uns dieses sittengeschichtlich so merkwürdige Stück erhalten hat, ist zwar verdächtigt worden, christliche Anschauungen in das altmexicanische Heidenthum hineingeschwärzt zu haben, allein Waitz hat mit Recht die Glaubwürdigkeit der Aufzeichnung vertreten, weil spanische Geistliche weit eher bestrebt waren, die vorchristlichen Zustände der Amerikaner wie Teufelswerke gehässig darzustellen als sie zu idealisiren.

Würde der Werth einer Religion einzig nach ihren Leistungen als Erziehungsmittel abgeschätzt, so kann auch der Dienst der Naturkräfte die menschliche Gesellschaft auf höhere Stufen heben. Bei sittenstrengen Völkern finden wir auch eine sittenstrenge Götterwelt und die Vorstellung einer gerechten Weltordnung, während im andern Falle Lockerheit und Laster aus den Religionsschöpfungen durchblicken, welche letztere sich stets zum sittlichen Werthe der gesellschaftlichen Zustände genau so verhalten, wie ein spectroskopisches Farbenbild mit dunklen Streifungen zu seinem Lichtquell.

Zur gesellschaftlichen Erziehung der Völker wird aber eine Verehrung der Naturkräfte auf die Dauer nur sehr Weniges leisten. Hat einmal das göttlich Gedachte menschliche Züge in der Vorstellung gewonnen, so setzen sich mit der Mythenbildung fast immer die bildenden Künste in Bewegung und es mag dann der Bildhauer oder Maler noch so sehr in der Gottdarstellung die Menschengestalt verklären, das sinnliche Abbild wird vor der verehrungsgierigen Menge alsbald zum Abgott, der seine Wunder verrichtet, der als bewegliche Sache in das Eigenthum einer Gemeinde übergeht und schließlich durch die Thorheit der Mehrzahl zum Fetisch herabsinkt.

---

[1]) sub dio oder sub divo = unter freiem Himmel.

Eine andere Richtung schlägt die religiöse Verehrung ein, wenn sie sich an den Glauben an eine Fortdauer nach dem Tode knüpft. Dieser Glaube ist bei den amerikanischen Urbewohnern fast ausnahmslos, dann auch bei Polynesiern, Papuanen und Australiern, bei der Mehrzahl der Asiaten, bei den Bewohnern Europa's im Alterthume, bei allen Hamiten Nord-Afrika's vom Nil bis zu den Canarien angetroffen worden. Wo unmittelbare Zeugnisse fehlen, kann aus der Bestattungsweise der Todten auf den Unsterblichkeitsglauben geschlossen werden. Wenn wir über die Vorstellungen der Aegypter von einem künftigen Leben nicht besser unterrichtet wären, würden wir doch aus dem Umstande, daß sie ihre Mumien mit Weizen versahen, um sie mit dem Saatkorn nach der Auferstehung auszustatten, deutlich ihre Erwartuugen erkennen. So wird uns auch die Hoffnung auf ein Jenseits bei den Altbabyloniern dadurch bestätigt, daß in ihren Gräbern sich stets Dattelkerne vorfinden und das Gleiche gilt von den Anwohnern des caribischen Golfes, die ihren Todten Maiskörner in die Hand geben. Die Opfer von Menschen an den Gräbern von Häuptlingen oder Königen, wie es die Ada oder „große Sitte" vorschreibt, bezeugt uns den Unsterblichkeitsglauben in Dahomme und das Erdrosseln der Frauen beim Tode eines Fürsten bestätigt uns das Nämliche für die Fidschi-Inselgruppe. Oder wenn wir nichts Näheres über die Ansichten der geistig so hoch begabten, früher so gröblich unterschätzten Hottentotten wüßten, so würde es schon genügen, daß sie den Verstorbenen vor der Beerdigung dieselbe Stellung geben, die sie als reifender Keim im Mutterschooße eingenommen hatten, denn die Bedeutung dieses sinnigen Brauches ist es, daß die Todten einer neuen Geburt im Dunkel der Erde entgegenreifen sollen.

Nur bei Negern und Halbnegern oder Bantuvölkern ist man bisher am häufigsten auf eine Läugnung der Unsterblichkeit gestoßen. Kann ein todter Mensch aus seinem Grabe kommen, wenn man ihn nicht herausscharrt? äußerte der Häuptling Commoro im Latukalande östlich vom weißen Nil, als ihn Sir Samuel Baker vergeblich durch Kreuzfragen zur Anerkennung einer Fortdauer nach dem Tode nöthigen wollte. Traumerscheinungen sind es wohl immer gewesen, welche den ersten Gedanken an eine Unsterblichkeit wachriefen. So lange ein Neger von einem Verstorbenen träumt, flößt ihm sein Andenken Furcht ein, der scheinbar Zurückgekehrte begehrt nach Nahrung und droht den Hinterlassenen Beschädigung an, während das Andenken an den Großvater längst erloschen ist und keine Unruhe mehr einflößt. Fragt man im äquatorialen Westafrika, sagt du Chaillu, nach einem lange Verstorbenen, so lautet die Antwort: es sei aus mit ihm. Mit dem Tode sei alles vorbei, gehört dort zu den geläufigen Redensarten. Weit tiefer, ja unerschüttert war der Unsterblichkeitsgedanke bei den Aliponen westlich vom heutigen Paraguay, über die wir so trefflich unterrichtet worden sind. Das unsterbliche Wesen im Menschen bezeichneten sie mit verschiedenen Ausdrücken, die ursprünglich den Sinn von Abbild, Schatten und Wiederhall besaßen. Bei ihnen wie bei den Polynesiern

durfte der Name der Verstorbenen nicht mehr genannt werden, und war der Name zugleich die Bezeichnung irgend eines Gegenstandes, also beispielsweise eines Thieres gewesen, so mußte auch für dieses ein anderes Wort erdacht werden.

Die dauernde Verehrung von Abgeschiedenen ist sehr angemessen als Ahnendienst bezeichnet worden. So erblickten die Cariben der westindischen Inseln in den Sternbildern ihre fortlebenden Helden wieder. Besonders stark entwickelt hat sich der Cultus der Abgeschiedenen bei den Chinesen, die den verstorbenen Kaisern eigene Tempel errichten. Als Confutse, der Moralphilosoph, selig gesprochen worden war, empfing er 194 v. Chr. das erste Opfer aus der Hand eines Kaisers und im Jahre 57 n. Chr. wurden für ihn religiöse Feste eingesetzt und Heiligthümer errichtet. Auch auf Religionsstifter erstreckt sich gern der Heroencultus und so ist ja nach und nach der Buddhismus gänzlich seiner ursprünglichen Reinheit entfremdet worden und zu einer Reliquienverehrung ausgeartet. Auch ist wohl die Vermuthung nicht unstatthaft, daß der toltekische Gott Quetzalcoatl nicht eine Kraft des Luftkreises, sondern eine culturgeschichtliche Person, wenn auch nimmermehr der Apostel Thomas gewesen sein möge, denn im alten Mexico erwartete man fest den Anbruch eines neuen goldenen Weltalles bei seiner Wiederkehr. Solche Hoffnungen knüpften sich aber wohl stets nur an historische Gestalten, welche eine spätere Zeit bis zur Größe der Götter verherrlicht hat.

Stellen wir uns jetzt die Frage, ob irgendwo auf Erden ein Menschenstamm ohne religiöse Anregungen und Vorstellungen jemals angetroffen worden sei, so darf sie entschieden verneint werden. Auf jeder Stufe seiner geistigen Entwickelung fühlt der Mensch den Drang, für jede Erscheinung einer Thätigkeit und für jede Begebenheit einen Urheber zu ermitteln. Bei geringen Verstandeskräften befriedigt schon ein Fetisch das Causalitätsbedürfniß, aber mit der geistigen Schärfe der Völker wächst auch der Gottesgedanke an Würde um zuletzt das edelste und höchste Erzeugniß menschlichen Nachsinnens zu werden. Ebenso führen die ersten rohen Versuche, die unbekannten Urheber zu ermitteln, so lange das Denkvermögen noch erstarkt, immer zur Verwerfung der ersten Nothhilfe und zuletzt zu der Annahme eines höchsten unerfaßlichen Wesens. Allein die Geschichte und die Völkerkunde kennt ungezählte Menschenstämme, die nie sich bis zu einer solchen Höhe aufschwangen, ja viele, die von den errungenen besseren Vorstellungen zurücksanken zu groben Verstandestäuschungen, denen sie sich Jahrhunderte, ja wohl Jahrtausende nicht zu entziehen vermochten. Dies wollen wir im nächsten Abschnitt zu zeigen versuchen.

Aus den Memoiren des letzten Polenkönigs.

II.

Bald nach seiner Rückkehr ins Vaterland beschließt der junge Poniatowski, sich in den Willen seines Vaters fügend, die politische Laufbahn zu betreten, und begibt sich in den Lomza'er Bezirk, um sich dort zu einem Landtagsdeputirten wählen zu lassen. Der zukünftige König hat hier reichliche Gelegenheit gefunden, jene heillose Demoralisirung des großen und kleinen Adels kennen zu lernen, welche später die edelsten patriotischen Bestrebungen zunichte machte und Polen dem unglücklichsten Schicksale preisgab.

Mit Bitterkeit schildert uns Poniatowski die Scenen, die er durchgemacht, ehe er seine Wahl durchsetzte. „Es war mehr traurig als schmeichelhaft, zu einem Landtagsabgeordneten gewählt zu werden" — ruft er in seinem tiefen Unwillen ob der abschreckenden Zuchtlosigkeit des kleinen Adels aus. Bei dieser Gelegenheit besteht er aber auch komische Abenteuer und erlebt Episoden von unübertrefflicher Ergötzlichkeit. Als Hauptagent für die Wahl Poniatowski's trat ein gewisser Glinka auf. Als nun Poniatowski, unanimi voto, gewählt wurde, führt ihn Glinka beim Herrn Starosten von Makow ein. „Das war für mich der allerschwerste Tag" — erzählt der König. „Der alte Starost, von Podagra geplagt, unbeweglich, lebte dem Anschein nach nur zu dem Zwecke, wacker zu trinken; seine Gemahlin war der Gegenstand der wärmsten Verehrung Glinka's, welcher in der Hoffnung lebte, sie zu heiraten, sobald sie einmal zur Witwe geworden sein würde. Unterdessen placirte der Witwer Glinka seine Tochter in dem Hause des Starosten, eine achtzehnjährige, fette, weiße Jungfrau, welche an dem heißen August-Tage in einem schweren sammtenen Kleide auftrat. Glinka trug diesen beiden Damen einen Ball an, und viere an der Zahl brachten wir eine Quadrille zu Stande, während der alte Starost als Publicum figurirte. Der Starost nahm Platz in einem Winkel einer Veranda, ein armseliger Geiger occupirte einen anderen; und ich und Glinka, wir bedienten wechselweise die beiden Damen, von 6 Uhr Nachmittags bis 6 Uhr früh fortwährend tanzend. Nach jeder vollendeten Tour leerte Glinka einen vollen Humpen, wobei er den letzten Tropfen auf den Fingernagel zu schütten pflegte; dabei trank er immer auf meine Gesundheit, wofür ich mich mit reichlichen

Complimenten bedanken mußte. Wäre ich nicht Augenzeuge gewesen, ich hätte niemals so etwas geglaubt! Der Uhrzeiger hatte seine Laufbahn beendet und Glinka trank und tanzte fortwährend, nur daß er drei Mal seine Kleider wechselte, mich ob dieser Unschicklichkeit unterthänigst um Verzeihung bittend. . . . Um 6 Uhr früh bat ich um Pardon, und erhielt ihn mit der größten Schwierigkeit. . . .“

Der junge Landtagsabgeordnete kehrt nun nach Hause zurück, und wird von seinem Vater mit dem etwas unangenehmen Complimente begrüßt, „er würde niemals ein ordentlicher Mensch werden“, weil er eines der mitgenommenen Pferde zu Tode gehetzt hatte. Die erlangte Würde hindert den jungen Poniatowski nicht, sich bald zum zweiten Mal ins Ausland zu begeben. Ueber Ungarn, wo ihn das „Husarenlatein“ ergötzt, mit welchem man selbst Hunde zum Bratspieß commandirt, langt er in Wien an. Eben damals ward Kaunitz von Paris abberufen, um Reichskanzler zu werden. Poniatowski gibt uns eine kurze Charakteristik dieses berühmten Staatsmannes, welche aber nichts wesentlich Neues enthält. Mit wahrer Begeisterung spricht der König von den Vorzügen der Kaiserin Marie Therese. „Wenn ich noch einmal zur Welt kommen sollte, und mir die Wahl gelassen wäre, mir einen Souverän zu bezeichnen, würde ich mich unter allen lebenden Monarchen für Maria Theresia entscheiden. Als sie den Thron bestieg, fand sie die Finanzen und das Heer zerrüttet; und ungeachtet der drei unglücklichen Kriege verstand sie es, diese beiden Hauptzweige der Reichskraft höher zu heben als es je gewesen, ohne ihre Unterthanen zu überbürden. Alle öffentlichen Gebäude in Wien, alle Straßen in ihren Erbländern hat sie neu aufgebaut oder restaurirt, und dennoch ist sie reich, was die Großmuth ihrer Spenden beweist. Sie ist fromm und ihren strengen Grundsätzen stets treu, und doch ist sie sanft und gutmüthig, und weiß den überspannten Forderungen der Geistlichkeit eine gebührende Grenze zu setzen. Ihre Politik war immer geschickt, niemals hinterlistig, und bisher hat sie noch keinen Krieg geführt, der nicht durch die Nothwehr begründet wäre; sie besitzt daher das Glück, von ihren Völkern wahrhaft geliebt zu werden. Ihre dreißigjährige Regierung weist keine einzige Ungerechtigkeit auf. Möge dieses edle Muster der Fürsten- und Frauentugend niemals mit sich selber in Widerspruch gerathen, möge es immer rein bleiben als Beispiel für die Nachwelt! und möge mein Vaterland keinen Grund finden, sich über die Unbeständigkeit menschlicher Tugend zu beklagen!“ Bei diesen Worten steht die folgende bedeutungsvolle Anmerkung von des Königs eigener Hand: „Ich schrieb dieß im Februar des Jahres 1772.“

Von Wien begibt sich Poniatowski nach Dresden und bekommt hier Händel mit dem jungen Fürsten Liechtenstein, der ihn auf eine höfliche Reclamation im Theater mit einem barschen „Sie langweilen mich!“ abgefertigt hatte. Poniatowski schickt den Grafen Brühl zu dem Fürsten und läßt ihm sagen: „Sie haben sich gestern beklagt, daß ich Sie langweile; ich werde Sie

morgen um 9 Uhr früh, hinter dem großen Garten zu amüsiren trachten.“ Der Zweikampf kommt jedoch nicht zu Stande; der Chevalier de Saxe, der General Fontenay und der Oheim des Geforderten legen sich ins Mittel und dem Poniatowski wird von dem Beleidiger Abbitte geleistet. In Dresden trifft Poniatowski auch mit dem englischen Diplomaten Williams zusammen — und zwischen beiden kommt der innigste Freundschaftsbund zu Stande. Von Dresden reist unser Held nach Holland, wo er mit dem Herzog von Braunschweig, Chevalier de York, mit dem Admiral Schyrven, mit Van der Hopp, Kauderbach, Baron Crönig und anderen Celebritäten verkehrt, und begibt sich nachher nach Paris. Die Empfehlungsbriefe, die ihm sein Vater an die Frau de Bezenval (eine geborene Polin, Bielińska, eine Anverwandte der Poniatowskis), an die berühmte Frau Geoffrin, an den englischen Gesandten Lord Albemarle, an die Frau de Brancas und Andere mitgegeben, öffnen im die Thüre der glänzendsten Gesellschaft, und er wird nun mit Allen bekannt, die durch ihre Geburt, Stellung oder Geist zu den Spitzen der damaligen Pariser Societé gehörten. Aber Poniatowski ist noch ein Neuling auf dem schlüpfrigen Boden der Pariser Salons und es werden ihm manche komische Mißgriffe nicht erspart, wenngleich er in der Madame Geoffrin eine eifrige Hofmeisterin gefunden. Der alte Marschall de Noailles, der den Vater Poniatowski's geliebt, empfängt den jungen Polen mit fast zärtlicher Freundlichkeit und befragt ihn eines Tages, was man in den fremden Ländern von den französischen Ministern spreche? „Befehlen Sie mir, Herr Fürst, ganz offen zu sprechen?“ — fragt Poniatowski, und als der Fürst es bejaht, begeht der unerfahrene Jüngling den Fehler, den Marquis de Puisieulx in Lobsprüchen gleich neben de Noailles zu erwähnen. Der Fürst nimmt es übel, und die dabei gegenwärtige Gräfin de la Marck schilt den erschrockenen Polen tüchtig aus: „Herr Graf Poniatowski, ich kann mich nicht enthalten Ihnen zu gestehen, daß es mich höchlich befremdet und beleidigt hat, daß Sie den Laquais mit dem Herrn vergleichen; wissen Sie denn nicht, daß Marquis de Puisieulx Alles dem Marschall de Noailles verdankt und mit ihm nicht in eine Reihe gestellt werden kann?“ Poniatowski protestirt, entschuldigt sich, fleht um Verzeihung, aber es hilft nichts, und als er drei Tage nachher bei seiner Lehrerin Geoffrin erscheint, geht ihm diese mit zornigem Blicke, die Hände in die Seiten gestemmt, entgegen und ruft: „Was hast du denn, Kleiner, dem Marschall de Noailles gesagt? Lerne doch, grosse bête, daß, wenn dich Jemand fragt, was man über ihn spreche, er allein und ganz allein gelobt zu werden wünscht!“

Bei Madame Geoffrin, die ihm in dem Strudel der Pariser Lebens treu zur Seite steht, sieht Poniatowski den berühmten Montesquieu, der ein von ihm selbst componirtes Lied an die La Valliere singt, und den greisen Fontenelle, neben welchen die Frau Geoffrin stets einen kleinen geheizten eisernen Ofen stellt, und welcher an Poniatowski die curiose Frage stellt, ob er denn so gut polnisch wie französisch spreche? Recht komisch gibt sich die Anekdote, die Ponia-

towski weiter von sich erzählt. Er besucht Madame de Brancas, erste Hofdame der damaligen Dauphine, der Tochter August III., Königs von Polen. „Wissen Sie denn, wer der Vater des Prinzen von Aquitanien (des älteren Bruders Ludwig XVI.) ist?“ — fragt ihn die besagte Dame. „Man kann sich leicht vorstellen, wie verlegen mich diese Frage machte; aber die Verlegenheit schien Madame de Brancas zu amüsiren, und sie wiederholte die Frage, indem sie auf eine Antwort drang. „„Ich denke der Dauphin““ antwortete ich erröthend. „„Fehlgeschossen rathen sie besser!““ „„Ach, Madame, wollen Sie mich dessen entheben . . . ich weiß es nicht . . .““ „„Nun ich sehe, daß man es Ihnen sagen muß; erfahren Sie denn, daß es der heilige Franz Xaver ist; die Königin von Polen schrieb der Dauphine, sie solle recht artig mit diesem Heiligen verfahren; die Dauphine erfüllte den Rath ihrer Mutter und wir verdanken diesem den Prinzen von Aquitanien.““

Wir übergehen die weiteren Erlebnisse Poniatowski's in Paris und die Schilderungen, die er uns von fast allen berühmten Persönlichkeiten der damaligen französischen Gesellschaft gibt, und erwähnen bloß, daß er mit seinen in Paris gemachten Fortschritten zufrieden war, und es endlich dazu brachte, daß eine hochgestellte Dame, als sie erfuhr, daß Poniatowski ein Fremder und Pole sei, sich verwundert äußerte: „Aber das ist unmöglich; „das“ ist gut gekleidet; „das“ hat artige Kleider von geschorenem Sammt; und ich habe einige zwanzig Deutsche gesehen, die als Trauerkleid Tuch trugen.“ Ein jeder der nicht Franzose ist — bemerkt Poniatowski — ist in Paris eo ipso ein Deutscher. Man hat mir übrigens erzählt, daß eine Freundin der eben erwähnten Dame, als sie die Ehrenbezeugungen sah, mit denen man den in Paris anwesenden König von Dänemark überhäufte, mit gewisser mitleidiger Rührung sagte; „Was wird „das“ anfangen, wenn „das“ in sein Land zurückkehrt, „das“ wird sterben vor Langeweile!“

In Gesellschaft des Capitän Lord Stanhope geht Poniatowski über den Canal nach London. Er bewegt sich hier in den höchsten Cirkeln, wird bei Hofe empfangen, von König Georg II. über polnische Angelegenheiten befragt, von dem Großkanzler Lord Hardwick in die Parlamentssitzung geführt, studirt englische Sitten, Politik und Erziehung und notirt seine Eindrücke in ziemlich geistreicher Weise. Interessant und charakteristisch ist seine Begegnung mit dem so hochberühmten Weltmann Lord Chesterfield. „Lord Chesterfield sprach das Französische reiner und eleganter als alle seine Bekannten; und er wollte so damit glänzen, daß er einen besonderen Correspondenten in Paris bestellte, der ihm alle neuen, durch die Mode des Tages in Umlauf gesetzten Ausdrücke und Redensarten sogleich anzeigen mußte. Als er mich sah, hatte Chesterfield nichts Eiligeres zu thun, als zu bemerken, daß ich heute früh im St. James-Parke gewiß nicht nur beaucoup des Poilous, mais aussi beaucoup de gens comme il faut, en habit de coquins gesehen habe. Man wird mir dankbar sein, wenn ich den mythischen Sinn dieser Worte erkläre, sagt

Poniatowski. Poilou bedeutet in der Jägersprache einen Hund von röthlicher Farbe und die aristokratischen Witzlinge benannten mit diesem Worte Leute von geringer Herkunft, um sie von den Leuten comme il faut zu unterscheiden. Alle, die comme il faut waren, trugen eine Art von Frack, der aber im Jahre 1754 un habit de coquin genannt wurde, und mit dieser hohen Kenntniß neuester Pariser Sitte und Terminologie wollte mich Lord Chesterfield in Staunen setzen."

Auf der Rückreise nach Polen geräth Poniatowski in Geldverlegenheit und ist genöthigt, gegen Haftung Kauderbachs 300 Ducaten von dem Juden Boas in Haag zu leihen. Nicht ohne Interesse wird vielleicht die Rechnung sein, welche er in der Anmerkung gibt. „Der Vater gab mir auf diese Reise 3500 Ducaten, die Mutter 1000, der Oheim schickte mir nach Paris 500 Ducaten — und mit diesem Gelde bestritt ich die Kosten einer fünfzehnmonatlichen Reise." Dem gegenüber erscheint die Angabe der Marquise de Créquy, Poniatowski wäre in Paris Schulden halber verhaftet und von Frau Geoffrin losgekauft worden, eine Verleumdung zu sein. Uebrigens ist diese Dame überhaupt auf Poniatowski nicht gut zu sprechen und die bezügliche Stelle ihrer Memoiren (IV. 49) lautet: „Mme. Geoffrin vient d'aller à Varsovie pour y faire une visite à ce roi Poniatowski, a qui jadis elle avait prêté quelques milliers de francs pour l'empêcher de rester en prison. Quelle élection derisoire et quelle promotion scandaleuse! Une créature de la Czarine Catherine d'Anhalt, un protegé de Mme. Geoffrin née Rodet! Triste couronne de vieux Jagellons et malheureuse Pologne!"

In Polen angelangt, nimmt Poniatowski Antheil an dem politischen Leben, das eigentlich in Familienstreitigkeiten bestand, bewirbt sich um die Würde eines Stolnik und wird in eine Herzensgeschichte verwickelt, die aber für ihn ungünstig ausläuft. Was uns Poniatowski von diesem Abschnitte seines Lebens erzählt, ist von specifisch polnischem Interesse und kann füglich unerwähnt gelassen werden. Desto merkwürdiger sind seine Petersburger Erlebnisse, bei denen wir länger verweilen werden. Williams, dessen wir bereits als eines innigen Freundes des jungen Poniatowski erwähnten, geht auf den englischen Gesandtschaftsposten nach Petersburg und nimmt Poniatowski mit. Die Erzählung seines Petersburger Aufenthaltes beginnt Poniatowski mit einer interessanten diplomatischen Anekdote. „Die Freundschaft und das Vertrauen, mit denen mich Williams beehrte" — erzählt der König — „waren so groß, daß er mir seine geheimsten Depeschen vorlas oder deren Dechiffrirung anvertraute. Ich war dadurch Zeuge eines Zwischenfalls geworden, der wichtig genug war, um ganz Europa zu interessiren. Williams hatte den Auftrag, mit Rußland ein Bündniß zu verhandeln, kraft dessen England gegen Zahlung gewisser im voraus vereinbarter Summen von Rußland ein Hilfsheer von 50.000 Mann erhalten sollte, um dasselbe gegen den König von Preußen zu versenden, dessen Name in dem Vertrage gar nicht genannt, dessen Land jedoch so genau bezeichnet wurde,

daß darüber kein Zweifel obwalten konnte. Kaum zwei Monate waren seit der Ankunft Williams in Petersburg verflossen und der Vertrag war schon unterschrieben. Williams war stolz auf seinen Erfolg und erwartete von seinem Hofe die lobendste Anerkennung; da erhält er unerwartet anstatt der Ratificirung des Tractates einen donnernden Brief des Staatssecretärs. „Sie haben sich die Unzufriedenheit des Königs zugezogen“ — schreibt man Williams — „indem Sie Ihren Namen unter die der russischen Minister gesetzt haben, was eine Verletzung der Würde Seiner Majestät ist. So lange dieser Irrthum nicht gut gemacht sein wird, kann der König den Vertrag nicht ratificiren“. Nun bemerkte Williams, daß die unterzeichneten Exemplare des Traktactes verwechselt worden waren und daß der englische Hof die für die russische Regierung bestimmte Abschrift erhalten hatte, während der Czarin die für England ausgestellte vorgelegt wurde. Es schien, daß sich dieser unliebsame Irrthum leicht gutmachen lassen werde, doch die Verspätung, welche König Friedrich gut auszubeuten wußte, vernichtete die mit dem Vertrage verbundenen Pläne.

Aus seinem Zusammenleben mit Williams erzählt Poniatowski eine ergreifende Scene. „Williams war von reizbarem Temperament, höchst nervös und voll Eigenliebe. . . Ich habe diesen Menschen Thränen vergießen gesehen, wenn er zwei Mal nach einander eine Partie Karten verspielte. Sehr oft überließ er sich leidenschaftlichen Zornausbrüchen. Eines Abends fiel er in einer Unterredung mit mir, Woodward, Combe und dem Pastor Dumaresque auf das Thema des freien Willens und des Fatums, wobei er behauptete, es gäbe in dem menschlichen Leben kein Ereigniß, das, glücklich oder unglücklich, nicht eine Folge eines Verdienstes oder eines Fehlers wäre. Ich warf dagegen ein, daß z. B. ein Blitz oder ein Erdbeben, die doch kein Mensch vorhersehen kann, dennoch auf das Gelingen unserer Pläne einwirken könne. Alle stimmten mir bei, und dieses erbitterte den reizbaren Williams dermaßen, daß er mich wüthend andonnerte: „Ich kann es nicht dulden, daß man mir im eigenen Hause widerspricht, ich bitte Sie, sich zu entfernen und mich für immer mit Ihrem Anblick zu verschonen!“ Und er verschwand in sein Schlafzimmer, die Thür hinter sich zuwerfend. Die Gäste gingen nach Hause und ich blieb allein, von den traurigsten Gefühlen gepeinigt. Ich fragte mich selber: Darf ich eine solche Beleidigung ruhig hinnehmen? und dann: Wie ist denn die Rache der Genugthuung möglich? Williams ist nicht nur Gesandter, er ist noch mehr, er ist mein Wohlthäter, mein Führer, mein Lehrer und Schützer; meine Eltern haben mich ihm anvertraut, er liebte mich so lange und so innig. Mit verschiedenen Gefühlen kämpfend, trat ich an die Thür seines Schlafzimmers; sie blieb mir aber verschlossen. Ich kehrte in das Zimmer zurück, in welchem diese Scene vor sich gegangen war. Ich trat auf den Balcon. Die Nacht war ruhig; ich fiel in tiefes Hinbrüten. Ich fühle mich auf einmal von Verzweiflung überwältigt. Ich hebe den Fuß, um mich kopfüber über das Geländer zu stürzen — und fühle mich plötzlich fest ergriffen und zurückgehalten. Es war Williams.

Durch einige Minuten schwiegen wir Beide. Als ich meine Stimme wiederfand, brach ich in die Worte aus: „Tödte mich lieber, als mich von dir zu stoßen!“ Williams antwortete mit Thränen und Umarmung. Ich war überglücklich.“

Die Gefühlsüberspannung, von welcher dieser Zwischenfall zeugt, hatte jedoch einen viel tieferen, viel mächtigeren Grund als die bloße Freundschaft. . . Poniatowski beeilt sich selbst, uns seine damalige Gemüthsstimmung zu schildern. „Die Schrecklichkeit meiner Situation auf dem Balcone“ — erzählt er unmittelbar weiter — „wurde noch durch den Zustand meines Herzens erhöht, welches mit dem innigsten, mächtigsten Gefühle der Liebe erfüllt war. Diese Liebe, mit Anbetung und Verehrung verbunden, erfüllte mein ganzes Sein, bestrickte mir Geist und Sinn. Williams war mein Vertrauter und Rathgeber in dieser Liebe. Der Charakter eines Gesandten öffnete ihm den Zutritt zu der Person, welcher ich öffentlich nicht nahen konnte, und ermöglichte mir tausendfache Communicationsmittel. Sein Haus verlieh mir völlige Sicherheit, die ich sonst vergebens gesucht haben würde. Alles dies würde ich verloren haben, wenn mir Williams seine Freundschaft entzogen hätte. Wer weiß, ob nach einem solchen Bruche mein Geheimniß sicher gewesen wäre, und ob Williams nicht die Person bloßgestellt hätte, die ich über mein Glück liebte und schätzte. . .“

Es braucht dem Leser nicht gesagt zu werden, daß der Gegenstand dieser Liebe keine geringere Frau war, als die Gemahlin des Großfürsten Peter, die nachherige Kaiserin Katharina II. Im zweiten und letzten Abschnitte der auf uns gekommenen Memoiren gibt uns Poniatowski eine sehr interessante, an pikanten Zwischenfällen reiche Geschichte dieser Liebesintrigue. Wir werden sie dem geneigten Leser in dem folgenden Artikel erzählen.

L. v. Lubitsch.

Franz Stelzhamer.

Karl Greistorfer: „Die oberösterreichischen Dialectdichter“. (Im Jahresberichte des k. k. Staatsgymnasiums in Linz 1863.) — Heinrich Reitzenbeck: „Franz Stelzhamer“. Pest 1872.

Gebildeten Völkern, die den hohen Werth des begabten Schriftstellers zu schätzen wissen, ist längst der Geburtstag desselben ein Anlaß geworden, ihrer Verehrung des Genius einen Ausdruck zu geben. — Mit steigender Begeisterung feiern die Deutschen seit 1835 den 10. November und in ihm symbolisch die Wiedergeburt des Volkes; Oesterreich hat unlängst noch seinem Grillparzer, seinem Bauernfeld gehuldigt. Darum sei es uns auch heute erlaubt, an einen heimischen Dichter zu erinnern, dessen kernige Erzählungen und urwüchsige Lyrik

das österreichische Volksleben mit einer Frische und Treue wiederspiegeln, die sich kaum anderswo zum zweiten Male finden. —

Er selbst sagt von sich:

> Ich heiße mit Namen voll und ganz
> Peter, Andreas, Xaver Franz.
> Stelzhamer schreibe ich mit einem „m",
> Das war den Leuten stets unbequem;
> Und wie wenig sie geben fürs Leben her,
> Im Namen bekam ich immer mehr.

Heute sitzt er, als Siebzigjähriger noch in körperlicher und geistiger Frische, zu Hendorf bei Neumarkt im Salzburgischen, im Kreise seiner Familie, die Gesammtausgabe seiner Werke vorbereitend. Fern von großstädtischen Verhältnissen, von den Centren litterarischen Verkehrs liebt er es, in der Mitte des Volkes zu leben, dem er die geheimsten Herzensregungen abgelauscht, dessen Mundart er mit der Fülle seiner poetischen Begabung geadelt. —

Stelzhamer hat seit seinen Studienjahren ein freies Dichterleben geführt; Pegasus beugte seinen Nacken nie dem Joche eines bürgerlichen Berufes. — „Jede Stunde gehört mir", war immer sein größter Stolz, und mit unverwüstlichem Humor preist er sein Dichterlos:

> Auf mein'm Grund steht kai Haus
> Und mei Haus hat kein Grund —
> aber
> Gott sei Lob und sei Dank:
> I bi frei, i bi frank!

War dieser leichte, frische Sinn ein Lebenselement seiner Poesie, so brachte er ihn nicht selten in arge, irdische Bedrängniß.

Des Dichters Wiege stand im Dorfe Groß-Piesenham unweit Ried, er stammt aus der Kernschichte der Bevölkerungen, dem Bauernstande. Sein Vater wie seine Mutter waren typische Charaktere im besten Sinne, der eine ernst und streng, treu und fest; die andere heiter und liebreich, emsig und ergeben, Beide frische, rührige Leute, die durch ihr Grundwesen lebhaft an die Charaktere von Hermanns Eltern in Goethe's Dichtung erinnern. Am 29. November 1802 wurde dem Besitzer des „Siebengutes" in Piesenham der dritte Sohn, Franz, geboren. — Der Knabe erwies sich in der Schule bald als „findiger Kopf" und wurde darum seinerzeit ans Gymnasium nach Salzburg gebracht.

Früh regte sich im jungen Gemüthe der dichterische Drang. Als „Waldfräuel" war ihm, wie er in seinem ersten Buche erzählt, die „ländliche Muse" erschienen, als er noch die Gänse und Ziegen seines Vaters hütete. Die Erscheinung hatte die Gestalt seines verstorbenen Schwesterchens „Mariechen" angenommen. — Blieb ihm doch Herz und Sinn stets der Familie, den Bluts-

freunden zugewendet! — Unter dem Zauber der Erscheinung belebt sich Wald und Flur, die Riesen des Märchens, die Burgen und Schlösser der Romantik erheben sich vor ihm, und sie weiht ihn zu seinem dichterischen Berufe:

Zwar Geld, das ist mir ferne,
Wie auch die Wissenschaft,
Wie auf dem Erdensterne
Man Wies und Feld beschafft.

Doch andre Dinge viele
Die selten eines kennt,
Die lehr ich Dich im Spiele
Und doch vom Fundament.

Sie verleiht nun seiner Seele den freien Blick in die Welt, in das Wesen der Dinge, dazu die rasche Beweglichkeit, die das Leben allseitig erfaßt. Wohl schwellt sie das junge Gemüth auch mit Träumen der Zukunft.

Wie andrer Leute Schande
Verbreitet sich dein Ruhm —
Bist unbekannt im Lande
Nur Köpfen hart und dumm.

Gar wird zu Stuhl und Thronen
Man tragen es — wohlan!
Und reichlich mit Geld belohnen
Dein Wissen und Wesen dann!

Die Berufsstudien brachten dem jungen Dichter viel Sorge. Gegen der Eltern Willen bezog er die Universität Graz, um Rechte zu studiren. Aber nach den Universitätsjahren ging er statt in die Kanzlei — nach Wien —, um sich zum Maler auszubilden. Mangel an Subsistenzmitteln vereitelte dieses Vorhaben. Die eiserne Noth trieb Stelzhamer nach Linz, um dort an der theologischen Lehranstalt nach dem Wunsche des Vaters sein Brot zu suchen. — Dort erklangen ihm die ersten Lieder in der Mundart seines Volkes. Diese gingen in Abschrift von Hand zu Hand, wurden gelesen und gar bald auch gesungen. Ein Mönch des Stiftes Reichersberg (Zöhrer) setzte einige in Musik. — Aber hier entschied sich auch Stelzhamers Schicksal: aus dem regelrechten Geleise eines bürgerlichen Berufes trieb es ihn auf die wechselvolle Bahn eines freien Dichterlebens. Wie das kam, erzählt Reitzenbeck in seiner Schrift S. 30:

„Bei der Prüfung am Schlusse des zweiten Jahres der theologischen Studien gab Stelzhamer über die Wunder von den Broten und Fischen des Evangeliums eine Erklärung im Sinne eines phantasiebegabten Poeten, wofür er von dem Prüfenden eine

scharfe Rüge erhielt. Tief verletzt verließ er den Saal und kam nicht wieder; die Lust zur Theologie war dahin. Er wanderte seiner Heimat zu. Das Vaterhaus zu betreten, wagte er nicht. Er kehrte bei alten Studiengenossen zu, und gelangte endlich nach Passau. Hier saß er, es war Abend, in der Stube eines bekannten Gasthauses und hegte allerlei Gedanken über das, was nun mit ihm werden solle. Da trat in die Stube ein großer Mann, der in seinem Aeußern gar deutlich den Künstler zur Schau trug. Als dieser den sinnenden Stelzhamer erschaute, eilte er auf ihn zu, grüßte auf das freundlichste, reichte die Rechte hin und fragte: „Freund, woher? — woher? — Was ist aus dir geworden?“ — „Ein entlaufener Theolog“, war die humoristische Antwort. „Und was bist denn du, Bruder Bechtold?“ setzte Stelzhamer hinzu. Seit Graz hatten die Universitätsfreunde sich nicht gesehen. „Ich habe vom Jus mich ab- und der Schauspielkunst mich zugewendet; bin Heldenspieler und derzeit Director einer Wandertruppe, die hier in Passau spielt.“ Die Freude war groß; zwei Künstlernaturen hatten sich gefunden. Und nun ging es an ein Erzählen der Erlebnisse in begeisterten Worten. — „Stelzhamer“, rief Bechtold plötzlich aus, „dich sendet mir der Musengott! Ein wahrer Deus ex machina bist du mir. Höre! Mein Intrigant ist vor zwei Tagen „„verduftet““. Der sollte übermorgen in der Johanna von Montfaucon den Lasarra spielen. Es ist das Benefiz der ersten Liebhaberin meiner Bühne. Die hat in allen Häusern der Stadt die Einladung zur Vorstellung schon abgegeben. Du mußt den Lasarra spielen und alle Noth hat ein Ende!“ — Aber, Bechtold! welch närrischer Gedanke! — „Du mußt Schauspieler werden, du hast das Zeug dazu, ein biegsames Organ, ein wunderbares Gedächtniß, gewandte Bewegung, du bist ein Genie, und das kann Alles, was es will. Ja, ja du spielst den Lasarra, mir, deinem treuen Freunde zu lieb.“ — Stelzhammer lächelte. Da kam die junge Schauspielerin zur Gesellschaft; Bechtold stellte ihr den neuen Lasarra in schwungvollen Worten vor. Und Stelzhamer lächelte wieder, und rief jugendlichen Uebermuthes im Pathos aus: „Es sei gewagt!“ — Großer Jubel. Stelzhamer spielte den Lasarra unter vielem Beifall, und blieb nun bei der Truppe unter dem Namen Reitzhamer, den er durch einen Druckfehler auf dem Theaterzettel erhielt, und den er als Schauspieler fortan führte. Er spielte größere und kleinere Rollen, ernste und komische, mit wechselndem Glück, sogar den Franz in Schillers „Räuber“; den Gottlieb Kocke in Zieglers „Parteiwuth“. In wahrer Begeisterung aber entflammte er für diese Kunst, als er von der berühmten Tragödin Sophie Schröder, die in Passau Gastrollen gab, gar liebevollen Unterricht erhielt, und der Ehre genoß, mit derselben in den erwähnten Stücken spielen zu können.

Noch war der Winter desselben Jahres nicht vorüber, als der Director Bechtold die Zahlungen einstellte, und die Schaubühne geschlossen wurde. Die Truppe zerstreute sich; Stelzhamer aber wurde wegen einer kleinen Schuld von seinem Wirthe festgehalten. In dieser Bedrängniß schrieb er an seine Mutter, die seit längerer Zeit von dem Aufenthalte ihres Sohnes ohne Nachricht war. Nach wenigen Tagen kam die gute Mutter, zwölf Wegstunden weit von Piesenham hergegangen, in Passau an, und erlöste mit ihrem ersparten Gelde den Franz, ohne diesem ein herbes Wort zu sagen. Sie war

eben die „lautere Liebe“. Franz war glückselig. In dieser Stimmung sang er eines seiner schönsten Lieder: „Mein Müederl“,

„I mag wiedàwöll sein,
I mag wiedàwöll wern,
Mein Müederl, dös alt,
Had mi denà nu gern!
'N Müedern iehn Herz
Is àn ewigà Brunn
Und so warm gehts davan,
Wie im Mai vo dà Sunn.“

Und nun wiederholt er die lieben Mahnworte, so beim Abschied die gute Mutter zu ihm gesprochen, und schließt den Sang:

„Und wann i mi änder,
Wann i brav wir und frum;
Zwögn dà Mueder is gschehà,
Sist kehrt mi Niemd um.“

Mutter und Sohn verließen nun Passau, und wanderten nach Schärding. Es war ein kalter Märztag; der Schauspieler hatte nichts, als die Gewandung, die er am Leibe trug, und die etwas absonderlich war: einen lichtblauen Frack mit Messingknöpfen, eine gelbe Nankinghose, Niederschuhe, und einen hohen weißen Cylinderhut. In Schärding war die Barschaft zu Ende. Bei einem bekannten Brauherrn kehrte Stelzhamer ein, und saß, weil sein Mütterchen, ermüdet, sich frühzeitig schon zu Bette legte, allein in der Herrenstube, in welcher Abends die Honoratioren des Ortes gewöhnlich sich einfanden. Da kam der erste Gast, und in diesem erkannte Stelzhamer einen Schulkameraden aus Salzburg, der Thanner hieß, und Auscultant beim Pfleggerichte war. Thanner war hocherfreut, den Jugendfreund zu sehen, und erwähnte auch gleich des schönen Gedichtes: „Dà Daubà“, dem der musikgewandte Zöhrer so treffende Melodie und Begleitung gab, und fragte endlich, ob Stelzhamer mehrere Lieder in der Volksmundart gedichtet habe. Und als er hörte von Liedern in losen Blättern, die, gesammelt, wohl ein kleines Bändchen geben würden, da rief er aus: Die müssen gedruckt werden! Stelzhamer staunte, eine lichtfreudige Ahnung durchflog seine Seele. Thanner aber lief fort und nach einer Weile kam er zurück und brachte einen wohlgeordneten Subscriptionsbogen. „Was soll das Druckbändchen kosten? Setzen wir einen Silbergulden!“ Stelzhamer, überrascht, war mit Allem zufrieden. Nun kamen auch die Herrengäste, und jeder derselben schrieb seinen Namen ein und legte den bestimmten Betrag hin, und es waren deren fünfzehn an der Zahl. Stelzhamer war überglücklich.

Und dies war der Anfang von der Geschichte des ersten Bändchens der Lieder des Volksdichters Stelzhamer.

Stelzhamer kam nun auf seiner Dichterfahrt nach Wien. Rasch gewann er sich Freunde. Im Haus zum römischen Kaiser auf der Freiung trug er im Kreise einer größeren Gesellschaft Gedichte in der Volksmundart vor, von welchen „mein Müederl“

und „dà Spiellump“ die Zuhörer in die freudigste Stimmung versetzten. Der Beifall wollte nicht enden. Viele eilten auf den Dichter zu, ihm Begrüßung und Glückwunsch darzubringen. Unter den Entzückten war auch der k. k. Hofbuchhändler Peter Rohrmann und in diesem hatte Stelzhamer auch schon den ersehnten Verleger seiner Lieder. Schon am andern Tag wurde der Vertrag abgeschlossen, und dem Dichter die eine Hälfte des bestimmten Ehrensoldes alsogleich, die zweite Hälfte desselben nach dem Erscheinen des Büchleins ausbezahlt, das mit einem sinnreichen Gleichniß als Vorwort in der Mundart geschrieben, und mit einer Vorrede, reich an Witz und Humor, im Jahre 1837 ausgegeben wurde.“

Diesem ersten Theile von Stelzhamers Liedern in obderensischer Mundart folgte 1844 ein zweiter, 1845 ein dritter (bei Manz in Regensburg) und 1868 ein vierter (Linz im Selbstverlag). — Außerdem brachte 1855 Cotta in Tübingen einen Band mundartlicher und hochdeutscher „Gedichte von Stelzhamer“.

Von diesen Liedern sagt Greistorfer, daß sie dem Dichter rasch Thore und Herzen öffneten, der Mutter Freudenthränen entlockten und den lange grollenden Vater versöhnten. — „Zu keinem andern Poeten in die Schule gegangen, von keinem auch nur das geringste Werkzeug entlehnend, hat sich Stelzhamer sein seltsames Bauernhaus selbst gezimmert, es nach uraltem Brauch eingerichtet für die einfache Familie, in der er selbst lebt und dichtet. Er ist die Incarnation des Volksgeistes, wie er in seiner Heimat auftritt, der Repräsentant seines Stammes, dessen ganzes poetisches Leben in seine Verse mündet. Seine Lyrik umfaßt den ganzen Kreis der bäuerlichen Verhältnisse, alle Empfindungsstufen des Landvolkes.“

Darum ist Stelzhamer heute auch in Ober-Oesterreich die populärste Persönlichkeit; seine Lieder klingen ihm überall entgegen und bereiten ihm die freundlichste Aufnahme.

Wer aber nur seine mundartlichen Lieder kennt, hat nicht den ganzen Stelzhamer. Unter den „Gedichten“ vom Jahre 1855 findet sich eine Reihe unter dem Gesammttitel „Liebe“, welche den schönsten Blüthen hochdeutscher Lyrik an die Seite gestellt werden können. Die Jugendliebe, Lust und Leid klingt darin wieder; und sie waren eine Selbstbefreiung und Läuterung für den Dichter. Die Zartheit der Empfindung erinnert an die Minnelieder, die einst in Oesterreich besonders frisch erklangen; die gewandte und kunstvolle Form stellt sie neben Rückerts vielgefeierten „Liebesfrühling“. Es sind diese Perlen noch lange nicht gehörig gewürdigt, man hat sie über den mundartlichen Liedern übersehen. In Reitzenbeck's Schrift finden sie eingehende Würdigung. Hier nur ein kleines Beispiel zur Andeutung der Grundstimmung:

Freuden hatt ich ganze Heere,
Mehr als rothe Blümlein stehn
Auf der Wiese, als im Meere
Dunkelgrüne Wogen gehn.

Leiden hatt ich auch so viele
Mehr als bittre Kräuter stehn,
Mehr als bei des Nachtwinds Spiele
Blättlein an Cypressen wehn.

Und so rinnt das Minneleben
Unter Lust und Leid hinab:
Jach ists aus, dann sind wir eben
Alt und kalt genug fürs Grab. —

In demselben Bande (Gedichte 1855) findet sich eine epische Dichtung, die einzig in ihrer Art genannt werden kann, ein mundartliches Seitenstück zu Goethe's „Hermann und Dorothea", ein idyllisches Epos, wie dieses, in epischer Kunst mit demselben wetteifernd, aber aus ganz anderem Boden entsprossen, kerndeutsch wie dieses, nur nicht bürgerlich sittig, sondern bäuerlich urwüchsig. Es ist „D' Ahnl", Gedicht in obderennsischer Mundart. — Greistorfer charakterisirt dasselbe folgendermaßen: „Von einem Mittelpunkte aus, dem schönen Verhältniß zweier junger Leute, gewinnen wir die weiteste Umschau in den Culturkreis eines alterthümlichen schlichten Bauernvolkes. Mit Wohlbehagen sehen wir den friedlichen Verlauf des Kleinlebens, das zwar keine Geschichte hat, aber selbst historisch ist, insofern es seit uralten Zeiten als selbstständiges Stück des gemeinsamen Völkerlebens besteht. — Eine besonders scharf abgegrenzte Gestalt ist die Heldin des Gedichts, die „Ahnl". Ein Mannweib, voll des bäuerlichen Selbstbewußtseins, fest und treu in der herkömmlichen Sitte, „eine Bäuerin von echtem Schrot und Korn. Ganz nach ihrem Sinne soll ihre Enkelin Rosine einen Mann wählen und sich nur durch Charakter und Ehre seiner Familie bestimmen lassen. — Nicht minder voll und stramm gegliedert sind die übrigen Gestalten des Gedichts, die in den mannigfaltigsten Charakteren, vom vornehmen Bräuherrn und dem launigen, spruchreichen Festvermittler und Festredner angefangen bis herunter zum schwerfälligen Knechte, dem unglücklichen Gaubettler und dem wohlgelittenen Proseliten, der das ganze Taufbuch und alle Chronik der Pfarre im Kopfe hat, eine reiche Galerie hübsch geschnitzter Bauernbilder darstellen."

Im 4. Theile der „Gedichte in obderennsischer Mundart" (Linz 1868) finden sich zwei von hervorragender Bedeutung: Das Wald-Idyll „Faulenzia" und das Märchen von der „Königin Noth". Das eine heiter und voll prächtigen Humors, das andere tiefernst und voll kerniger Gedanken, Beide viel höherer Beachtung werth als ihnen bisher geworden. — Fände Stelzhamer seinen Palleske wie Fritz Reuter ihn gefunden, der „König Faulenz" und die „Königin Noth" wären bereits allbekannt.

Stelzhamers bedeutendes Erzählertalent hat sich übrigens auch in hochdeutscher Sprache bewährt. Seine Novellenbücher: Sebastian der Spazier-

gänger (Regensburg 1845) und „Heimgarten" (Pest 1846) stehen an poetischer Frische und scharfer Charakteristik dem Besten nicht nach, was die deutsche Litteratur in dieser Form aufzuweisen hat.

Reitzenbeck verzeichnet noch eine Reihe vollendeter Dichtungen von Stelzhamer, welche noch ungedruckt in seinem Pulte liegen, darunter sechs Bände Geschichten a) aus Schule und Hörsaal, b) aus Dorf und Gemeinde, c) aus Wirklichkeit und Wunderwelt, welche die zu erwartende Gesammtausgabe ans Licht bringen soll. Zwei seiner Dorfgeschichten, „Der Kreissteher" und „Zwei Dorfbrüder", haben in den letzten Jahren die „Presse" und die „Deutsche Zeitung" in die Oeffentlichkeit gebracht.

Seit einigen Jahren bezieht Stelzhamer eine kleine Jahrespension (400 fl.) vom oberösterreichischen Landesausschusse und ein Stipendium (600 fl.) von der kais. Regierung. Wie man hört, ist auch die Schiller-Stiftung Willens, dem verdienten Schriftsteller wenigstens eine Ehrengabe zum 70. Geburtstag zu bewilligen. In Linz, Salzburg und Wien hat man Beiträge zu einer Ehrengabe zum 70. Geburtstag des Dichters gesammelt, um demselben die allgemeine Theilnahme zu beweisen.

A. J. E.

Ueber die Grenzen des Naturerkennens.

Ein Vortrag in der zweiten öffentlichen Sitzung der 45. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Leipzig am 14. August 1872 gehalten von Emil Du Bois-Reymond.

(Leipzig, Verlag von Veit u. Comp. 1872. 39 S.)

Der wesentliche Inhalt dieses Vortrages wurde bereits von den Tagesblättern berichtet; doch wird sein ganzer Werth erst seit er in Druck erschienen ersichtlich. Es ist kein Vortrag, wie sie, von festlicher Gelegenheit hervorgerufen, zugleich mit dieser verhallen. Die Bedeutung seines Gegenstandes, die gründliche und doch so ansprechende feine Weise der Behandlung desselben sichern ihm eine Stelle in den Annalen der Wissenschaftsgeschichte. Er gehört zu den sich mehrenden Zeichen, welche eine neue principielle Richtung der Forschung, die beginnende philosophische Vertiefung der Wissenschaft ankünden.

Herr E. Du Bois-Reymond, der berühmte Forscher, ist zugleich ein feinsinniger Darsteller; er weiß die abstracten Gedanken der Wissenschaft mit einem Glanz der Rede zu verschönern, mit einer so leuchtenden Politur des Ausdrucks zu versehen, daß sie Juwelen zu gleichen scheinen.

„Naturerkennen ist Zurückführen der Veränderungen in der Körperwelt auf Bewegungen von Atomen, die durch deren von der Zeit (und, wie wir

nach Zöller hinzusetzen müssen, auch von dem Raume) unabhängige Centralkräfte bewirkt werden, oder Auflösung der Naturvorgänge in Mechanik der Atome“... Es läßt eine Stufe der Naturerkenntniß sich denken, auf welcher der ganze Weltvorgang durch Eine mathematische Formel vorgestellt würde, durch Ein unermeßliches System simultaner Differentialgleichungen.

Was nun auf dieser höchsten denkbaren Stufe des Naturerkennens unerkannt bliebe, das wird unserem in so viel engeren Schranken eingeschlossenen Geiste vollends verborgen bleiben, also die gesuchten Grenzen des Naturerkennens überhaupt bilden. Zwei Stellen sind es aber, wo auch ein auf jene Stufe gelangter Geist vergeblich weiter vorzudringen trachten würde. Die Vorstellung, wonach die Welt aus stets dagewesenen und unvergänglichen kleinsten Theilen besteht, deren Centralkräfte alle Bewegung erzeugen, erweist sich nur als Surrogat einer Erklärung. So brauchbar, ja unentbehrlich für den Zweck unserer physicalisch-mathematischen Ueberlegungen die atomistische Vorstellung ist, als Corpuscular-Philosophie (d. h. consequent zu Ende gedacht) führt sie in unlösliche Widersprüche. Ein physicalisches Atom, eine verschwindend klein gedachte, ihres Namens ungeachtet in der Idee aber doch theilbare Masse ist eine in sich folgerichtige und unter Umständen nützliche Fiction der mathematischen Physik. Ein philosophisches Atom dagegen, d. h. eine angeblich nicht weiter theilbare Masse trägen, wirkungslosen Substrates, von der durch den leeren Raum in die Ferne wirkende Kräfte ausgehen, ist bei näherer Betrachtung ein Unding, das nach zwei Seiten mit Widersprüchen behaftet ist. Denn soll das nicht weiter theilbare träge, an sich unwirksame Substrat wirklichen Bestand haben, so muß es einen gewissen, noch so kleinen Raum erfüllen. Dann ist nicht zu begreifen, warum es nicht weiter theilbar sei. Auch kann es den Raum nur erfüllen, indem es durch eine an seiner Grenze auftretende, aber nicht darüber hinaus wirkende abstoßende Kraft, welche alsbald größer wird als jede gegebene Kraft, gegen Eindringen eines anderen Körperlichen in denselben Raum sich wehrt.

Abgesehen von anderen Schwierigkeiten, welche hieraus entspringen, ist das Substrat alsdann kein wirkungsloses mehr. Denkt man sich umgekehrt mit den Dynamisten als Substrat nur den Mittelpunkt der Centralkräfte, so erfüllt das Substrat den Raum nicht mehr, so ist nichts mehr da, wovon die Centralkräfte ausgehen und was träge sein könnte gleich der Materie. Durch den leeren Raum in die Ferne wirkende Kräfte sind an sich unbegreiflich, ja widersinnig! Denkt man sich dagegen den ganzen Raum erfüllt, so stellen sich neue Schwierigkeiten ein. Unter Anderem ist es bei dieser Vorstellung unmöglich, die verschiedene Dichte der Körper aus verschiedener Zusammenfügung des gleichartigen Urstoffes zu erklären.

Der Verfasser hat uns hiermit an die eine Schranke des Naturerkennens geführt. Wenn derselbe aber anzunehmen geneigt ist, daß diese Schranke von jeder Seite unübersteiglich sei, so entscheidet er ohne weitere Untersuchung, daß die Schranke einer bestimmten Wissenschaft unser Wissen überhaupt begrenze

und läßt außer Acht, daß er von seinem Gesichtspunkte aus nicht die Grenzen des Erkennens, sondern nur einer gewissen Art desselben, des Naturerkennens feststellen kann. Vielleicht ist diese Schranke der Naturwissenschaft eine der Grenzen des Bereichs der erkenntnißtheoretischen Untersuchung unserer ontologischen Begriffe. Ist das Atom zunächst eine Fiction, eine Vorstellungsweise, nach der wir die Erscheinungen unserem Verständnisse zurechtlegen, so scheint die Forderung, daß wir wenigstens in widerspruchsfreier Form fingiren sollen, weder überspannt noch unerfüllbar zu sein. Jene Widersprüche entspringen im letzten Grunde sämmtlich aus dem Verhältniß des Atoms zum Raume. Und gerade in dieser Hinsicht eröffnet uns die von Kant begonnene und neuerlich von mathematischer und physicalischer Seite her unterstützte und bereicherte Kritik der Raumesvorstellung alle Aussicht auf eine befriedigende Lösung jener Widersprüche. Ueber den Werth einer derartigen Berichtigung unserer Erfahrungsbegriffe könnte nur derjenige gering denken, der nie die treibende Kraft des Widerspruchs empfunden hat.

Folgen wir dem Verfasser an die andere Schranke des Naturerkennens. Er findet diese keineswegs in den Lebenserscheinungen als solchen, er erklärt es mit Recht für einen Irrthum, im ersten Erscheinen lebender Wesen auf Erden etwas Supranaturalistisches, etwas Anderes zu sehen, als ein überaus schwieriges mechanisches Problem.

Das neue Unbegreifliche, wo der Faden unseres Verständnisses abermals zerreißt, und unser Naturerkennen an eine unübersetzbare Kluft gelangt — ist vielmehr das Bewußtsein.

Wir brauchen dabei nicht an dessen höchste und wunderbarste Leistungen zu denken; gerade an der Unmöglichkeit auch nur die allereinfachsten Phänomene des Bewußtseins zu erklären, werden wir uns des ganzen, schweren Räthsels inne, das seine Existenz birgt. „Mit der ersten Regung von Behagen oder Schmerz, die im Beginn des thierischen Lebens auf Erden ein einfachstes Wesen empfand, ist jene übersteigliche Kluft gesetzt, und die Welt nunmehr doppelt unbegreiflich geworden."

Unwidersprechlich zeigt der Verf., daß das Bewußtsein aus seinen materiellen Bedingungen nie erklärbar sein wird. Er nennt astronomische Kenntniß eines materiellen Systems „solche Kenntniß aller seiner Theile, ihrer gegenseitigen Lage und ihrer Bewegung, daß ihre Lage und Bewegung zu irgendeiner vergangenen und zukünftigen Zeit mit derselben Sicherheit berechnet werden kann, wie Lage und Bewegung der Himmelskörper". Unter Voraussetzung solcher Kenntniß, der vollkommensten, die überhaupt erreichbar ist, für das Gehirn des Menschen oder auch nur für das Seelenorgan des niedersten Thieres wird zwar in Bezug auf alle darin stattfindenden materiellen Vorgänge unser Erkennen eben so vollkommen sein, wie in Bezug auf Zuckung und Absonderung bei astronomischer Kenntniß von

Muskel oder Drüse. Was aber die geistigen Vorgänge selber betrifft, so zeigt sich, daß sie uns ganz eben so unbegreiflich wären wie jetzt.

„Welche denkbare Verbindung besteht zwischen bestimmten Bewegungen bestimmter Atome in meinem Gehirn einerseits, andererseits den für mich ursprünglich nicht weiter definirbaren, nicht wegzuläugnenden Thatsachen: Ich fühle Schmerz, fühle Lust, ich schmecke süß u. dgl., und der eben so unmittelbar daraus fließenden Gewißheit: Also bin ich?" Es ist eben durchaus und für immer unbegreiflich, „daß es einer Anzahl von Kohlenstoff-, Wasserstoff-, Stickstoff-, Sauerstoff- u. s. w. Atomen nicht sollte gleichgültig sein, wie sie liegen und sich bewegen werden. Es ist in keiner Weise einzusehen, wie aus ihrem Zusammenwirken Bewußtsein entstehen könne" [1]).

Ist das Bewußtsein demnach in seiner unbedingten Thatsächlichkeit vom Verf. anerkannt, so scheint auch die Folgerung nicht abweisbar zu sein, daß die Erscheinungen, welche ausschließlich in seine Sphäre fallen, in ihrer eigenthümlichen inneren Gesetzmäßigkeit den Gegenstand eines besonderen, selbständigen Forschungsgebietes bilden. Die zweite Schranke des Naturerkennens möchte wohl die andere Grenze sein, an der das philosophische beginnt. Wir erkennen vielleicht das System der Dinge physicalisch nach seiner Form, psychisch nach seinem Wesen, und die Frage, welche der Verfasser zum Schlusse seines Vortrages aufwirft, ob die beiden Grenzen unseres Naturerkennens nicht vielleicht die nämlichen seien, d. h. ob, wenn wir das Wesen von Materie und Kraft begriffen, wir nicht auch verständen, wie die ihnen zu Grunde liegende Substanz unter bestimmten Bedingungen empfinden, begehren und denken könne? dürfte in gewissem Sinne zu bejahen sein.

Unter der Voraussetzung einer Verknüpfung der elementarsten psychischen Vorgänge mit den elementarsten physischen ließe sich der Bau einer psychophysischen Welterkenntniß errichten, der die gemeinsame Leistung der Naturwissenschaft und einer nicht mehr speculirenden, sondern forschenden Philosophie sein, und die Schranken des Erkennens doch weit über die Grenzen des bloßen Naturerkennens hinaus verlegen würde.

Riehl.

---

[1]) Recens. erlaubt sich auf seine gleichlautenden früheren Bemerkungen über das in Rede stehende Verhältniß hinzudeuten „über Begriff und Form d. Philosophie". III. Cap. S. 37.

A*r. Heribert v. Salurn.

Schon seit längerer Zeit sind tirolische Forscher fleißig bemüht, den Ausläufern deutschen Geisteslebens in den Alpen nachzuspüren und sie im Zusammenhang mit der Entwicklung der Litteratur des großen deutschen Volkes darzustellen. An verschiedenen Orten wurden die Sagen gesammelt, Schneller entzifferte in Wälsch-Tirol die Reste deutschen Wesens, auch das Drama des Mittelalters fand eine Bearbeitung, Zingerle bereitet neue Ausgaben von Vintler und Oswalt von Wolkenstein vor, nachdem er bereits früher Trümmer mittelalterlicher Dichter in den Abhandlungen der k. k. Akademie der Wissenschaften veröffentlicht. Am spärlichsten ist die Lese im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert; das geistige Leben begann dort überhaupt in den katholischen Staaten zu erschlaffen und die Theilnahme an der deutschen Litteratur erlosch, denn sie war ja zumeist protestantisch! So erlitten auch die Oesterreicher ungeheuren Schaden, den die glatten Oden von Jesuiten in gefrorenem Latein nicht ersetzten.

Wir müssen daher aus dieser Zeit jeden Beitrag willkommen heißen; selbst dann, wenn er uns keine hervorragende Erscheinung vermittelt. Einen solchen Beitrag verdanken wie Herrn Adolf Hueber, der im Programm der Realschule zu Innsbruck einen interessanten Aufsatz „Ueber Heribert von Salurn" niederlegte.

Anton Mayr wurde 1637 zu Salurn geboren, sein Vater war Gastwirth. Am 21. Juni 1656 nahm er zu Schärding das Priesterkleid und legte ein Jahr später das Ordensgelübde als Kapuziner ab, wobei er den Namen Heribert erhielt. Bald trug er im Kloster als Lector Theologie vor und wirkte viele Jahre segensreich als Prediger. So 1671 zu Klausen, 1674 und 1675 zu Innsbruck. Am 12. Februar 1700 starb er zu Meran an Stickkatarrh. Wir besitzen von ihm „Dominicale Concionum pastoralium das ist Sonntag-Predigen durch P. F. Heribertum von Salurn Prediger in der tirolischen Provinz. Salzburg 1693" und „Festivale Concionum pastoralium das ist Fest- und Feyrtag Predigen durch Heribertum". Salzburg 1705. Solche Werke können bisweilen größere Beachtung verdienen. Sie enthalten manchmal, wie Hueber mit Recht sagt, eine so reiche Fülle von uns jetzt mitunter ganz fremden Anschauungen von Sprichwörtern, Sitten und Gebräuchen; ferner besonders in der äußeren Gestalt der Sprache so seltsame, oft an die verklungenen Töne des Mittelalters mächtig erinnernde Formen, daß es nicht überflüssig erscheinen kann, manches von ihren Eigenthümlichkeiten, von jenem Wesen und Inhalte wieder an das Tageslicht zu ziehen. In diesem Sinne behandelt Herr Hueber die nachgelassenen Werke Heriberts sprachlich, und sachlich, und wenn der gute Kapuziner den ihm verwandten Pater Abraham a. S. Clara auch nicht erreicht, so verdient er dennoch in jenen Richtungen erneuerte Aufmerksamkeit.

Huebers Aufsatz zeugt von Fleiß und Geschick, wir können uns nicht versagen, ihm den Hippolytus Guarinonius zur Bearbeitung zu empfehlen, wenn auch über diesen bereits ein geistreicher Essay von Georg Obrist, der jetzt zu Czernowicz als Professor an der Realschule „Tristia ex ponto" dichtet, in Nr. 62 und 63 des Tiroler Boten von 1867 vorliegt. Geboren 1571 zu Trient verbrachte er den größten Theil seiner Jugend am Hofe Rudolfs II. zu Prag, einige Zeit lebte er auch im Palaste des heil. Karl Borromäus zu Mailand. Er erbaute diesem später aus Dankbarkeit eine Kirche neben der Brücke von Volders; Knoller schmückte ihren Plafond mit schönen Fresken. Kaiser Ferdinand II. ernannte ihn zum Leibmedicus; als die Erzherzoginnen Maria und Eleonore in das Damenstift zu Hall traten, folgte er ihnen als Leibarzt. Er verheiratete sich, seine Frau beschenkte ihn 1604 mit Drillingen. Im 83. Jahre des Lebens ereilte ihn am 31. Mai 1654 der Tod. Er hinterließ ein für die Culturgeschichte sehr wichtiges Werk: „Grewel der Verwüstung menschlichen Geschlechtes. In sieben vnterschiedliche Bücher und unmeidenliche Hauptstucken sammt einem lustigen Vortrab abgetheilt. Ingolstatt 1610." Guarinonius ist ein durch und durch ehrlicher,

kräftiger und origineller Mann, im Ausdruck oft derb und cynisch, stets kühn und wahr. Als Polyhistor berührt er die verschiedensten Gegenstände; wenn wir einmal eine umfassende und allseitige Darstellung seines Lebens und Wirkens besitzen, wird die Litteraturgeschichte an ihm nicht stumm vorüber gehen können, ja ihm sogar eine verhältnißmäßig hohe Stellung einräumen müssen.

---

* J. K. F. Knaake: Jahrbücher des deutschen Reichs und der deutschen Kirche im Zeitalter der Reformation. Band I. Heft 2. Leipzig T. O. Weigel 1872. 143 SS.

Rasch folgte die zweite Lieferung dieses großen Unternehmens, das ein Einzelner ohne irgendwelche Unterstützung und ohne Mitarbeiter ins Leben zu rufen unternahm, der ersten. Gleich auf den ersten Blättern des zweiten Heftes wird der fehlende Schluß von Scheurls Geschichtsbuch geliefert. Diese Ergänzung kann an dem von mir in diesem Blatte ausgesprochenen Urtheile über den historiographischen Werth der Publication nichts ändern. Im Gegentheile; die Enge des Gesichtskreises und die reactionäre Auffassung, wie sie Scheurl eigen sind, wurden aus diesen Blättern erst recht ersichtlich. Es ist die mittelalterliche Chronik, die uns hier noch entgegentritt: achtungsvollster langer Bericht, wie Kaiser Carolus vierzehn Knaben die Füße gewaschen (109 ff.) — jedesfalls appetitlicher als unser gegenwärtiger Modus der Fußwaschung! — oder Hochzeitsbericht Ferdinands (181) und Aufzählung aller Herrn die am Wormser Reichstag (1521) theilgenommen (165 ff.), recht gründliche und verwendbare Hofmarschallsnotizen, aber nirgends eine Erhebung über den Stoff oder auch nur lebendige Bewegung der Theilnahme oder des Gegensatzes. Dies zeigt sich vor allem in der recht eingehenden Darstellung der Anfänge Luthers (172 ff.), dessen Einfahren zu Worms und sein Benehmen daselbst ausführlich berichtet werden.

Aus der kühl referirenden Weise Scheurls läßt sich durchaus kein Schluß ziehen, welcher Parteiansicht er huldigt, erst in den allerletzten Zeilen seines Buches entlädt sich seine Galle gegen Luther und bricht in die mehrfach charakteristischen Worte aus: (S. 179) „denen allen (seinen Gegnern) und wer sich sunst wider in geregt und seiner mainung nit gewesen ist, hat er (Luther) wider schriftlich geantwurt, sampt seinen anhengern veruolgt, verspottet, geschmecht, geleßert, von fueß auf geholhupelt, unerhorter weis nimant verschont, sunder furgeben, das im solchs, di weil es di er und wort gots belanget gezimet, und dennoch ein solch vertrawen in sich selbst gestelt, daß er offenlich aufgeschrieben hat, wen ein engel von Himel ein anders leret, dann er, solt man im nit glauben, dann er gewis, das sein mundt gots mundt, und sein ler gots leer were." —

Den übrigen Theil des zweiten Heftes füllt eine Reihe kleinerer Quellen zur Geschichte des Augsburger Reichstages von 1518 aus, die unter dem Titel Acta Augustana zusammengefaßt sind.

Diese Berichte sind alle schon gedruckt, manche sogar schon mehrfach, unter anderen in der musterhaften Ausgabe von Huttens Werken von Böcking. Bei der großen Wichtigkeit des Augsburger Reichstages, den bisher nur Ranke und Rösler (in seiner trefflichen Schrift: Die Kaiserwahl Karls V. Wien 1868) behandelten, glaubte Knaake gut daran zu thun, wenn er diese Berichte nochmals abdrucken ließ. Ob er sich damit nicht theilweise unnöthige Mühe gemacht? Wenigstens auf das, was man bei Böcking finden kann, hätte sehr gut verwiesen und die Lesarten in denen er abweichen zu müssen glaubte, kurz zusammengestellt werden können. Allerdings werden es ihm Manche Dank wissen, daß er den an verschiedenen Orten zerstreuten Stoff hier gesammelt, doch uns wäre der Abdruck bisher unbekannter oder doch schwer zugänglicher Chroniken und Re-

ationen entschieden lieber gewesen. Dagegen gibt Knaake ein kaiserliches Ausschreiben (183), eine Instruction für Cardinal Cajetan (188), die Beschreibung Richards Bartholini vom Augsburger Reichstag (191) (schon gedruckt bei Böcking V. 264 bis 279) Jakob Manlius Geschichte dieses Conventes, (219) Orationes de derimis (235 ff.) auch schon bei Böcking abgedruckt (V. 162 bis 175) eine Rede des Bischofs Vitellius von Plock (265 ff.) eine Stylübung Melanthons Narratio deliberationis Maximiliani Imperatoris Romanorum de bello Turcico (279 ff.) Den Schluß bildet ein unvollständiges Stück. — Im Ganzen gewährt diese Publication aufs Neue Einblick in die gute philosophische Methode des Herausgebers und dessen zutreffende Texteskritik (vgl. zum Beispiel die Emendationen des May'schen Textes S. 183). Wir freuen uns seines Fleißes, seiner rastlosen Thätigkeit, seiner bibliographischen Genauigkeit und Verläßlichkeit und überhaupt des ganzen so sehr empfehlenswerthen und unterstützungswürdigen Unternehmens — trotz alledem können wir nicht umhin, den Inhalt des zweiten Heftes weniger dankenswerth zu finden, als den des ersten. Gewiß, Beruf, Begabung und Energie besitzt der Herausgeber in seltenem Grade; trotz alledem würde es sich im Interesse des Unternehmens sehr verlohnen, wenn er den guten Rathschlägen Ludwig Geigers (Göttinger gelehrte Anzeigen vom 2. October 1872) bezüglich der Abänderung des Planes und der Heranziehung von Mitarbeitern Gehör schenken wollte.

Wien, October 1872. Adalbert Horawitz.

---

* Buchdruck und Buchhandel in Italien.

Dem von dem Vereine der italienischen Buchhändler und Buchdrucker soeben veröffentlichten Verzeichnisse zufolge zählt das Königreich Italien in 358 Städten und Märkten zusammen 1080 Buchhandlungen (Verleger und Sortimenter) und 896 Buchdruckereien. Davon entfallen auf die zwölf wichtigsten Städte: Buchdruckereien: Neapel 83, Mailand 56, Rom 47, Florenz 43, Palermo 43, Turin 34, Genua 30, Venedig 27, Livorno 17, Bologna 16, Messina 14, Parma 11; Buchhandlungen: Mailand 67, Neapel 51, Turin 36, Florenz 35, Rom 32, Venedig 25, Bologna 16, Genua 12, Parma 12, Palermo 10, Livorno 10, Messina 10.

Rechts- und staatswissenschaftliche Wochenblätter.

Allgemeine Oesterr. Gerichtszeitung. XXIII. Jahrgang Nr. 95.: Ueber die möglich verschiedene Auslegung des § 233 des Concursgesetzes, vom k. k. Bezirksrichter M. Greinz. — II. Spruchrepertorium. — Entscheidungen des k. k. obersten Gerichtshofes, Civilsache: Nur bei Versteigerung einer von ihnen verpfändeten Sache sind Schuldner vom Mitbieten ausgeschlossen (§ 463 a. b. G. B. und Hofdecret vom 27. März 1793 Nr. 95 J. G. S.); Handelssache: Kaufmännischer Antrag, einem Handelsmann auf eine bestimmte Summe Credit zu gewähren, mit beigesetztem Versprechen, bis zur genaunten Summe den Creditgeber „zu decken". Sinn und Wirkung dieser Erklärung (Art. 281 H. G. (§ 1357 a. b. G. B.). Strafsache: Verbrechen der Vorschubleistung nach § 217 St. G., begangen durch wechselseitige Fluchtunterstützung von Gefangenen unter einander. — Amtliche Veröffentlichungen. — Nr. 96.: Das Bagatellverfahren in der Praxis. — Entscheidungen des k. k. obersten Gerichtshofes: II. Spruchrepertorium; Civilsache: Giltigkeit der aus Anlaß einer außergerichtlichen Scheidung

getroffenen vermögensrechtlichen Verabredung (§§ 91, 93, 103, 105 a. b. G. B.); Handelssache: Objectives Handelsgeschäft? (Art. 271/1, 272/1 H. G. §§ 1151, 1158 a. b. G. B.). — Kleine Mittheilungen. Amtliches.

Gerichtshalle. XVI. Jahrgang Nr. 95: Handelsrechtsfall zum Artikel 37 St. G. B.). — Concursrechtsfall ad § 137 K. O: In einem zur Geltendmachung von Rückforderungsansprüchen gegen die Gläubigerschaft eines Cridatars angestrengten Rechtsstreite kann dem Letzteren der Haupteid sowohl über eigene als auch über fremde Thatsachen auferlegt werden. — Civilrechtsfall zu den §§ 156 und 163 a. b. G. B.): Ueber die Unzulässigkeit der Paternitätsklage gegen den unehelichen Vater eines Kindes, für welches in Folge des unterlassenen gerichtlichen Widerspruches des Mannes, mit welchem die Mutter dieses Kindes vor dessen Geburt eine Ehe einging, die Vermuthung der Ehelichkeit streitet. — Civilrechtsfall: Ueber die Zulässigkeit des a. o. Revisionsrecurses in dem Nebenstreite eines summarisch verhandelten Rechtsstreites. — Strafrechtsfall zu den §§ 36 und 37 des Preßges. vom 17. December 1862: Das Verbot der Weiterverbreitung und der Vernichtung der mit Beschlag belegten Exemplare einer Druckschrift kann auch abgesondert von dem Erkenntnisse über die Strafbarkeit der Druckschrift ausgesprochen werden. — Judicatenbuch des k. k. obersten Gerichtshofes (Forts.). — Amtliches. — Nr. 96: Zum § 84 der Concursordnung. — Zuschrift des Ministers des Innern z. Z. 4443/72 an die Landeschefs von Böhmen, Mähren und Schlesien. — Handelsrechtsfall: Zur Lehre von der Vorlage der Handelsbücher insbes. zu Art. 33 und 145 H. G. B. — Civilrechtsfall zur a. h. Entschl. v. 22. Mai 1847 Nr. 1065 J. G. S.): Ueber ein verspätet überreichtes Eidesanmeldungsgesuch ist, wenn von Seite der Gegenpartei eine Verspätungsklage oder ein Executionsgesuch nicht vorliegt, die Tagsatzung zur Eidesleistung zu bestimmen. — Grundbuchsfall (zu § 20 des Ges. v. 25. Juli 1871): Ueber die Unzulässigkeit der grundbücherlichen Anmerkung bei einer Hypothekarforderung, daß der Hypothekargläubiger mit seiner Klage auf Zahlung dieser Forderung abgewiesen worden ist. — Judicatenbuch (Forts.). — Notizen. — Amtliches.

Juristische Blätter. I. Jahrgang Nr. 39: Der Stand unserer Gesetzgebung über den Versicherungsvertrag. — Wochenschau. — Deutsche Jurisprudenz in Italien. — Correspondenzen aus Wien und Pest. — Feuilleton. — Kleine Mittheilungen. — Amtliche Veröffentlichungen.

Zeitschrift für Notariat und freiwillige Gerichtsbarkeit in Oesterreich. V. Jahrg. Nr. 48: Die jüngste deutsche Notariatsordnung. — Entscheidungen des k. k. obersten Gerichtshofes: 1. Der im Sinne des § 126 a. b. G. B. von dem Ehemanne erhobene Ehelichkeitswiderspruch läßt die Vermuthung der unehelichen Geburt des vor dem gesetzlichen Zeitraume geborenen Kindes sofort und ohne Nachweis des Ehemannes, daß er bei seiner Verehelichung von der Schwangerschaft keine Kenntniß hatte, eintreten; es ist dabei für das Kind sofort ein Vormund zu bestellen. Die gerichtliche Berechtigung des Taufbuches hat erst nach gerichtlicher Entscheidung der Statusfrage einzutreten. 2. Der § 126 des kais. Patentes v. 9. Aug. 1854 statuirt keinen Unterschied zwischen der Bestreitung eines Testamentes oder eines Codiciles. Der dem überlebenden Gatten aus dem § 757 a. b. G. B. zustehende lebenslängliche Fruchtgenuß eines aliquoten Theiles des Nachlasses des vorverstorbenen Ehetheiles bestellt einen wirklichen Erbtheil, und der überlebende Ehegatte ist daher verpflichtet, diesfalls eine Erbserklärung abzugeben. — Amtliches.

Oesterreichische Zeitschrift für Verwaltung. V. Jahrgang. Nr. 48: Academica II. Forts. — Mittheilungen aus der Praxis: Berechtigung der Ge

burtsmatrikel rücksichtlich eines von einer geschiedenen Gattin geborenen Kindes auf Grundlage der im polit. Verfahren erbrachten Behauptung Seitens der Kindesmutter, daß der Beweis für die Ehelichkeit der Geburt nicht erbracht sei. — Im Falle der von der Behörde im Grunde des § 15 des M. V. v. 15. Dec. 1852 verfügten Relicitationen einer Gemeindejagd kann dem schuldigen Jagdpächter „auf seine Gefahr und Kosten" nicht eine Haftung, bezw. Ersatzpflicht für die Eventualttät auferlegt werden als bei der Wiederverpachtung für den Verlauf der ursprünglich stipulirten Pachtdauer ein geringerer Pachtschilling als der dermalige erzielt werde. — Zur Lehre vom Umfange der Gewerberechte. (Eisenwaarenhandel.) — Amtliches.

Nekrologie.

Dr. Adalbert Hron, Generalvicar und Kanzler des Prager Consistoriums, am 26. October in Prag. — Professor Puccinotti, medicinischer Schriftsteller in Florenz. — Dr. Karl Spurzheim, Director der niederösterreichischen Landesirrenanstalt, in Wien. — Dr. Friedrich Welwitsch, bekannter Naturforscher, an der Westküste Africa's. — Theodor Petter, vorzüglicher Blumenmaler, in Wien. — Wladimir Dal, russischer Romanschriftsteller, in Moskau. — Prof. August Hoffmann, Mitglied der königlichen Akademie der Künste, in Berlin. — Albany Fonblanque, Statistiker und Zeitungseigenthümer, in London. — Joseph Schrom, pensionirter Professor der Wiener Handelsakademie. — Dr. Johann Velhardičky, a. o. Professor des Bibelstudiums an der Universität in Prag. — Merle d'Aubigni, Geschichtschreiber und Decan der Ecole libre de theologie oratoire in Genf. — Dr. Joseph v. Wessely, pensionirter k. k. Justizministerialrath und bekannter juridischer Schriftsteller, in Wien. — Jacques Babinet, berühmter Physiker in Paris und Mitglied der französischen Akademie. — Dr. Anton Knörlein, Primararzt der oberösterreichischen Landesirrenanstalt in Linz. — Baron Theodor v. Fick, als Schriftsteller bekannt unter dem Pseudonym Scheda-Ferrotti, kais. russischer Staatsrath, in Dresden. — Theophile Gautier, Dichter und Kunstkritiker, in Paris. — David Mumer, Präsident des Conservatoriums in Genf. — Dr. August Murmann, Assistent am meteorologischen Landesinstitut in Ofen. — Dr. Otto Fock, Redacteur der schleswigholsteinischen Zeitung, in Stralsund. Frau Sarah Payson Willis Purton, unter dem Pseudonym Fanny Fern bekannte americanische Schriftstellerin. — Pfarrer Seiler, wendischer Dichter in Soffa a. d. Spree. — Georg Zetter, elsässischer Dichter unter dem Schriftstellernamen Friedrich Otte, in Mühlhausen. — E. Kohen, Landschaftsmaler in Hannover. — Georg Mason, Maler und Mitglied der königlichen Kunstakademie in London. — Leopold Amat, Dichter und Musiker, in Nizza. — Graf Solstschikow, Conservator der kaiserlichen Bibliothek in Petersburg. — Dr. Adolf Ellisen, bekannter Linguist, Bibliothekssecretär in Göttingen. — Dr. Albert Clebsch, Professor der Mathematik, in Göttingen. — Johann Brandeis, Portraitmaler, in Prag. — Dr. Schlotthauber, Naturforscher, in Göttingen. — Dr. Moriz Seyffert, Professor, in Potsdam. — Thomas Reightley, Historiker, in Kent. — Thomas Sully, americanischer Maler, in Philadelphia. — Antonio Aparisi y Guijarro, hervorragender spanischer Schriftsteller, in Madrid. — Pierre Denaux, Archäologe in Georgien.

Verantw. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

verständlich kömmt in der Praxis Alles darauf an, daß man in der Entwicklung befindlichen Kräften gegenüber sich auf die Prognose verstehe.

Ein zweites auffälliges Moment bildet die erfreuliche Thatsache, daß durch die neuen Ernennungen der deutsche Charakter der Prager Universität ein ausgesprochenerer geworden ist. Wie wenig Absichtlichkeit übrigens hiebei vorgewaltet zu haben braucht, wird Jeder würdigen können, der da weiß, daß das Sprüchwort von der Ueberproduction eines gewissen Stammes rein wissenschaftliche Gebiete keineswegs im Auge hat.

Die Offenkundigkeit dieses Umstandes wird wohl stets dem Experiment der Begründung einer czechischen Universität hinderlich sein. Denn eine Nationallitteratur, welche ihr Leben überhaupt erst nach Decennien zählt, *kann* wissenschaftliche Fachlitteraturen naturgemäß noch nicht besitzen. Was aber vermöchte eine „Hochschule“ zu leisten, deren Lehre sich nicht auf eine wissenschaftliche Litteratur stützt?

Zwar ist auch von deutscher Seite darauf hingewiesen worden, daß gegenwärtig die czechischen Gymnasien ihren Schülern die Kenntniß der deutschen Sprache in so geringem Grade vermitteln, daß dieselben aus den Universitätsvorträgen den wünschenswerthen Nutzen nicht zu ziehen vermögen [1]). Unlogisch ist jedoch der Schluß, daß deßhalb eine czechische Hochschule errichtet werden müsse. Vielmehr folgt aus jener Thatsache, daß diejenigen, welche als Hochschüler gelehrte Fachvorträge hören und eine Fachlitteratur lesen sollen, in Hinkunft an den Gelehrten-Mittelschulen jene Sprache besser erlernen müssen, welche allein ihnen eine Fachlitteratur und Fachvorlesungen bieten kann. Denn es wäre ein müßiges Abwägen, wollte man untersuchen, auf welche Weise der Staat für seine gelehrten Stände schlechtere Mitglieder erhalte, ob auf dem Wege *halbverstandener wissenschaftlicher* Vorträge und *halbverstandener* Lectüre oder auf dem Wege *ganz verstandener banaler Vorträge* und *gar keiner* Lectüre.

Die Regierung hat sich bestrebt, der Prager Universität tüchtige *Lehrkräfte* zu gewinnen, möge sie auch dafür sorgen, daß die Mittelschulen dieser Universität *lernfähige* Schüler zuführen.

(Fortsetzung folgt.)

---

[1]) S. den „Bericht über die nationalen Verhältnisse an der Prager Universität. Erstattet in der Plenarversammlung des Verfassungsvereines der Deutschen in Böhmen am 27. März 1871 von Dr. Ph. Knoll.“ Der Verfasser weist in demselben an der Hand des czechischen Parteischriftstellers Tomek schlagend den historischen Charakter der Prager Universität als einer deutschen nach, kömmt jedoch im Hinblicke auf den gegenwärtigen Zustand der czechischen Mittelschulen zu der von uns aus inneren Gründen bekämpften Folgerung, daß die Errichtung einer czechischen Parallelanstalt zu erstreben sei.

Aus den Memoiren des letzten Polenkönigs.

III.

In der Petersburger Liebesgeschichte erscheint Poniatowski nicht als Eroberer der jungen und schönen Großfürstin; im Gegentheil ist er der Eroberte, der Herangezogene, der Angeworbene. . . In strengen Grundsätzen erzogen, sittsam und zu abenteuerlichen Don-Juan-Unternehmnngen gar nicht geneigt, geht er nur mit Widerstreben in die lockende Falle. Poniatowski, der von sich selbst freimüthig erzählt, daß er sich gegen Frauen linkisch benahm, der so schüchtern war, daß er die offen zur Schau getragenen Sympathien einer ihm ebenbürtigen polnischen Dame nicht auszubeuten verstand, würde sich niemals zu der Verwegenheit erhoben haben, auf die Eroberung einer Frau abzusehen, die so nahe dem Throne stand. Ein Hofmann aus der Umgebung der Großfürstin fädelt die ganze Intrigue ein, wahrscheinlich nicht ohne eine besondere Zustimmung, ja einen förmlichen Auftrag von seiner üppigen Herrin dazu erhalten zu haben, wenngleich Poniatowski, vom Zartgefühl geleitet, dieser Vermuthung in seinen Memoiren nicht Raum gibt. Der frühere Günstling der Großfürstin, Soltykow, wurde nach Hamburg gesendet, der Platz war frei. Poniatowski wird der Großfürstin gleichzeitig mit einem Grafen Lehndorff vorgestellt, und sie läßt das Wort fallen: „der Pole gefalle ihr mehr als der Deutsche". Dem Vertrauten der Großfürstin, dem Höfling Naryschkin, ist dieser Wink nicht entgangen, und er hinterbringt das vielbedeutende Wörtchen dem also Vorgezogenen. Naryschkin bietet Alles auf, um Poniatowski zu ermuntern. „Lange wollte ich ihm kein Gehör geben" — erzählt der König — „die schauerlichen Gefahren des russischen Hoflebens schreckten mich ab. Mit Grauen erfüllten mich die Vorgänge während der Regierung Anna Iwanowna's, deren bloße Erinnerung die Russen zittern machte. Durch drei Monate wich ich den Lockungen Naryschkins aus, in dessen Einflüsterungen ich Hinterlist und Verrath voraussetzte." Endlich wird Poniatowski mit einigen Worten von der Großfürstin selbst ermuthigt, und er bringt es über sich, ihr einen Brief zu schreiben. „Gleich am andern Tage brachte mir Naryschkin eine huldvolle Antwort. Ich habe damals vergessen, daß es ein Sibirien gibt. Einige Tage nachher führte mich Naryschkin zu der Großfürstin, ohne sie davon früher zu

benachrichtigen, so daß sie mich, da ich zur Abendzeit in einem Zimmer mich einfand, welches der Großfürst jeden Augenblick passiren konnte, in ihrem eigenen Cabinet verbergen mußte."

Die Großfürstin macht auf den jungen Polen einen mächtigen, unvergeßlichen Eindruck. „Sie war damals fünfundzwanzig Jahre alt, eben nach ihrer ersten Niederkunft, und befand sich in der höchsten Fülle, in der vollsten Blüthe ihrer Schönheit. Sie hatte schwarze Haare, einen blendend weißen Teint, frisch geröthete Wangen, große blaue und ausdrucksvolle Augen, schwarz und lang bewimpert, eine griechische Nase, Lippen, die zu Küssen lockten, Hände und Nacken von edelster Form, eine schlanke Taille, einen hohen Wuchs, einen leichten und doch imponirenden Schritt und eine Stimme von anmuthigem Klang. Ihr Lachen war heiter und herzig, ihr Humor immer gleich. . . . . So beschaffen war das Weib, welches zur Herrin meiner Geschicke ward; ich opferte ihr mein ganzes Wesen und zwar in der volleren Bedeutung dieses Wortes als es gewöhnlich in solchen Fällen zu geschehen pflegt. Und merkwürdiger Weise, wenngleich ich bereits 22 Jahre zählte, konnte ich ihr das opfern, was wohl Wenige in meinem Alter noch besaßen. . . ."

Allmälig wird auch der Großkanzler Bestuschew in das Geheimniß eingeweiht, und die Liebesintrigue nimmt ihren Fortgang. Sehr originell und komisch ist das Bild, welches uns Poniatowski von dem Gemahl seiner Geliebten, dem Großfürsten Peter (Prinzen von Holstein), gibt. „Seine Großmutter war die Schwester Karls XII., seine Mutter die Tochter Peters I." — erzählt der König — „und doch war er feig, gefräßig und so possierlich, daß man bei seinem Anblicke unwillkürlich sagen mußte: das ist ein arlechino finto principe. Man könnte meinen, seine Amme und seine Lehrer müßten Preußen gewesen oder vom König von Preußen bestochen worden sein — denn von Kindesbeinen an hegte er Verehrung und grenzenlose, aber zugleich lächerliche Liebe zu diesem Monarchen, welcher selbst darüber spottete, indem er einmal sagte: „„Ich bin seine Dulcinea; er hat mich niemals gesehen und hat sich in mich verliebt wie Don Quixote."" Er hatte 12 oder 13 Jahre, als ihn die Czarin Elisabeth nach Rußland bringen, zur orthodoxen Kirche übergehen und zu ihrem Nachfolger ausrufen ließ. Er bewahrte jedoch stets protestantische Begriffe und eine sehr hohe Meinung von seinem holsteinischen Reich und dessen Armee, die er viel höher als die russische anschlug und an deren Spitze er Gott weiß wie viel Mal gekämpft und gesiegt zu haben wähnte. Er sagte einmal zum österreichischen Gesandten Esterhazy: „„Wie könnet ihr denn hoffen, den König von Preußen zu besiegen, da ihr doch eine schlechtere Armee als die holsteinische besitzt, und die holsteinische, ich muß es gestehen, der preußischen um Vieles nachsteht?"" Und in einer Anwandlung herzlichen Vertrauens, mit dem er mich beehrte, rief er einmal aus: „„Sieh' wie unglücklich ich bin! Ich wollte in preußische Dienste treten und würde jetzt vielleicht Oberst, Generalmajor, ja Generallieutenant sein — und es ist nichts daraus geworden! Man

hat mich hieher gebracht, um mich zum Großfürsten dieses verfluchten Landes zu machen!"" — und nun erging er sich in gemeinen Schmähungen über Rußland, und zwar manchmal in sehr ergötzlicher Weise, da es ihm an einer Art von Witz nicht gebrach. Er war nicht dumm, aber toll und dem Trunke ergeben. Ein leidenschaftlicher Raucher, klein und schmächtig, gewöhnlich in einer holsteinischen Uniform von komischem Schnitt steckend, sah er aus wie ein kleines Garnisons-Officierchen oder wie ein Narr des italienischen Theaters."

Poniatowski schmeichelt den preußischen Sympathien des Großfürsten und wird von ihm dafür nach Oranienbaum geladen, wo er nun mit der Großfürstin verliebte Zusammenkünfte hatte. Er schwelgt in der witzigen Unterhaltung der Großfürstin, welche einmal bei Gelegenheit der Lectüre der Grande Mademoiselle ihm ein selbstverfaßtes Portrait nach damaliger Mode abverlangt. Poniatowski gibt nun eine Schilderung seiner Person und seines Charakters, aus der wir Einiges mittheilen: „Ich wäre zufrieden mit meiner Gestalt, wenn ich um einen Zoll höher wäre, einen netteren Fuß besäße, wenn meine Nase weniger gekrümmt, mein Blick schärfer und meine Zähne sichtbar wären. Ich würde dadurch vielleicht nicht vollkommen schön werden, aber ich würde dann nichts mehr zu wünschen haben, da ich ein edles Gesicht, gute und ausdrucksvolle Manieren besitze und mich dadurch unter Anderen bemerkbar machen kann. . . . Ich erfasse leicht die Lächerlichkeiten Anderer, lausche fremde Gebrechen ab und lasse dies manchmal voreilig fühlen. Ich habe unwiderstehlichen Abscheu gegen schlechte Gesellschaft. Angeborene Trägheit ließ mich nicht meine Fähigkeiten und Anlagen entwickeln. Wenn ich arbeite, geschieht dies gleichsam aus Begeisterung. Ich arbeite viel oder gar nicht. . . . Höchst empfänglich und zartfühlend, der Traurigkeit mehr als der Freude zugänglich, könnte ich leicht ein Opfer des Kummers werden, wenn ich nicht im Innersten meines Herzens das Vorgefühl eines unermeßlichen Glückes trüge. . . . Von Geburt aus mit einer mächtigen und brennenden Ehrsucht ausgestattet, suchte ich in Reformideen, in der Begierde, meinem Vaterlande Ruhm und Nutzen zu bringen, die Seele meines ganzen Lebens und meines ganzen Trachtens. . . . Ich verlange so geliebt und gelobt zu werden, daß nur Furcht vor Lächerlichkeit und Weltkenntniß mich vor Eitelkeit schützen. . . . Ich vergebe gern und oft, aber mehr aus träger Schwäche als aus Großmuth u. s. w."

Poniatowski wird bald in seinem Liebesglück gestört, da ihn sein Vater nach Polen beruft und ihm an den Sitzungen des Landtages Theil zu nehmen befiehlt. Unterdessen macht Bestuschew im Einverständniß mit der Großfürstin Schritte, um dem jungen Grafen zum polnischen Gesandtschaftsposten am Petersburger Hofe zu verhelfen und ihm auf diese Art eine sichere Stellung und eine größere Leichtigkeit, der Großfürstin zu nahen, zu verschaffen. Es gelang Poniatowski nicht, als polnischer Botschafter nach Rußland abgesandt zu werden, dafür aber wurde er durch Brühls Unterstützung zum sächsischen Bevollmächtigten in Petersburg ernannt. Es war dies ein Posten von zweifelhaftem

Werth, da Poniatowski gar keine Besoldung erhielt und seinen Aufenthalt in Petersburg aus eigenen Mitteln bestreiten mußte, doch verschaffte ihm eine solche diplomatische Scheinanstellung die erwünschte Gelegenheit, nach der nordischen Hauptstadt in einem gewissermaßen unantastbaren Charakter zurückzukehren und sich seines Liebesglückes ungestörter und bequemer erfreuen zu können. Um die Zufriedenheit des jungen verliebten Polen noch vollkommener zu machen, verschaffte ihm der Einfluß seiner Familie das blaue Band des weißen Adlerordens. Er führt sich bei der Czarin mit einer schwungvollen Rede ein, empfängt die Honneurs eines Gesandten, macht und empfängt diplomatische Besuche, nimmt auch gewissen Antheil an den politischen Intriguen, die sich am russischen Hofe abspielen, gerirt sich allen Ernstes als Gesandter und schreibt viele Depeschen an den Grafen Brühl, die er auch in seine Memoiren mit sichtlicher Vorliebe einschaltet. Es war dies gerade eine hinreichende Beschäftigung, um damit die freien Stunden auszufüllen, welche ihm das Liebesverhältniß zur Großfürstin übrig ließ. Er hat mit seiner hohen Geliebten häufige Zusammenkünfte und besteht hiebei manche Abenteuer. „Ich begab mich gewöhnlich“ — erzählt der König — „in einem Schlitten auf einen gewissen verabredeten Ort und schlich nachher in den Palast. Manchmal erschien die Großfürstin selbst zu bestimmter Stunde auf dem Rendezvous-Platz in männlicher Kleidung, setzte sich in meinen Schlitten und fuhr in meine Wohnung.“

Der plötzliche Fall und die Verhaftung Bestuschews, welcher von dem sträflichen Verhältnisse der Großfürstin Kenntniß hatte und dasselbe begünstigte, macht die Lage Poniatowski's gefährlich. Er befürchtet die Entdeckung der geheimen Liebesintrigue und sinnt darauf, Rußland wenigstens auf einige Zeit zu verlassen. Diese bevorstehende Scheidung wird zur Ursache, daß die Zusammenkünfte mit der Großfürstin häufiger werden, und nun besteht Poniatowski ein Abenteuer, welches ihn zwar in argen Schrecken versetzt, jedoch einen unerwarteten, höchst erfreulichen Ausgang nimmt. Lassen wir diesen ganzen Vorgang den König selbst erzählen.

„Der glückliche Erfolg meiner verliebten Ausflüge hatte mir das Gefühl der drohenden Gefahr so fremd gemacht, daß ich am 6. Juli der Großfürstin einen Besuch zu machen wagte, ohne sie einmal davon vorher zu benachrichtigen. Ich miethete wie gewöhnlich einen kleinen Wagen, auf dessen Hintersitze mein Bedienter Platz nahm. In dieser Nacht (die eigentlich in Rußland keine Nacht ist) begegneten wir nun zu unserem Unglücke in dem an Oranienbaum grenzenden Wäldchen dem Großfürsten und seiner ganzen Begleitung, Alle in einem stark angeheiterten Zustande. Man fragt meinen Swotschik (Kutscher), wen er führe? Der Kutscher antwortet, er wisse es nicht, mein Bedienter hingegen sagt, es sei ein Schneider. Man läßt uns weiterfahren, aber Elisabeth Woronzow, Ehrenfräulein der Großfürstin und Geliebte des Großfürsten, die zugegen war, läßt über den vermeintlichen Schneider ironische Anspielungen

fallen und macht den Großfürsten zornig und eifersüchtig. Als ich nun einige Stunden mit der Großfürstin verbracht hatte und den Pavillon, wo die Zusammenkunft stattfand, verlassen wollte, wurde ich von drei Reitern mit gezückten Säbeln angegriffen, beim Kragen gefaßt und vor den Großfürsten gebracht. Als mich der Großfürst erkannt hatte, ließ er mich unter Escorte einiger Wächter mit sich gehen. Man führte mich den Weg zum Meere und ich glaubte, meine letzte Stunde habe geschlagen, als der Fürst, am Meeresufer angekommen, nach rechts einlenkte und zu einem zweiten Pavillon des Palastes gelangte. Hier fragte er mich in klaren und festen Worten, ob ich zu seiner Frau in sträflichem Verhältnisse stehe? Ich antworte: Nein!

Er: Sagen Sie mir die Wahrheit, denn in diesem Falle läßt sich noch Alles arrangiren; anders hoffen Sie nichts Gutes.

Ich: Ich kann doch nicht das eingestehen, was ich nicht gethan habe.

Nach diesen Worten ging der Großfürst in ein zweites Zimmer, wo er mit jemandem zu berathschlagen schien; zurückgekehrt, sagte er:

„„Gut also; da Sie nicht die Wahrheit eingestehen wollen, bleiben Sie hier bis auf weitere Befehle.““

Er verließ mich wieder und ich blieb im Zimmer mit dem General Bruckdorff. Durch zwei Stunden wechselte ich kein Wort mit dem General, als plötzlich Graf Alexander Schuwalow eintrat. Er war Großinquisitor, Chef jenes furchtbaren Departements, welches man in Rußland „„geheime Kanzlei““ nennt. Gleichsam zur Vermehrung des Schreckens, welchen schon der Name seines Amtes einflößte, war sein häßliches Gesicht durch gräßliche nervöse Zuckungen entstellt, die sich immer einfanden, so oft Schuwalow über Etwas ernst nachdachte. Sein Erscheinen sagte mir, daß die Czarin von Allem unterrichtet war. Er stammelte verlegen einige Worte, deren Sinn ich errathen mußte, und forderte von mir Rechtfertigung. Ich sagte ihm kurz: „„Ich hoffe, daß sie einsehen werden, daß Ihrem Hofe ebenso wie mir viel daran gelegen ist, diese ganze Affaire in Stille abzumachen, und deßhalb fordere ich Sie auf, mich freizulassen.““

Er: (Immer stotternd, denn um das Maß seiner Anmuth voll zu machen, stotterte er.) Sie haben recht, und ich werde trachten, dies abzumachen.

Er entfernte sich und kam nach einer Stunde zurück, um mir zu sagen, daß mich ein Wagen erwarte und daß ich nach Peterhof zurückkehren könne. Der Wagen war unbequem und klein, aber fast ganz aus Glas gemacht, wie eine Laterne. In diesem Vehikel wurde ich um 6 Uhr früh, also bei lichtem Tage, durch tiefen Sand fortgeschleppt, was meine Fahrt bis zur Unendlichkeit verlängerte. In der Nähe von Peterhof stieg ich ab und ging den Rest des Weges zu Fuß, in meinen Mantel gehüllt und die graue Mütze tief über die Ohren gedrückt. Ich sah wie ein Räuber aus, war aber dennoch weniger auffallend als in jener abscheulichen gläsernen Kutsche.

In dem Holzgebäude, wo ich mit einigen Hofleuten des Prinzen Karl von Kurland wohnte, angelangt, wollte ich unbemerkt in mein Zimmer kommen, und wählte dazu den Weg durch das offene Fenster. Ich irrte mich jedoch, und als ich hineinsprang, fand ich mich im Zimmer des Generals Roniker, der sich eben rasirte. Einen Augenblick schien er mich für ein Gespenst zu halten, bald aber brachen wir in ein heftiges Gelächter aus. „„Frage mich nicht, woher ich komme““, sagte ich, „„und weßhalb ich diesen ungewöhnlichen Weg genommen und gib mir als guter Landsmann dein Ehrenwort, daß du schweigen wirst.““ Er versprach es, und ich begab mich auf mein Zimmer, um zu schlafen, konnte aber kein Auge zudrücken.

Zwei folgende Tage verbrachte ich in der schrecklichsten Ungewißheit; ich merkte es Allen an, daß sie von meinem nächtlichen Abenteuer unterrichtet waren. Endlich fand die Großfürstin Mittel, mir einige Zeilen zu senden, in welchen sie mir schrieb, daß sie die Geliebte ihres Gatten für unsere Sache zu gewinnen suche. Am nachfolgenden Tage kam der Großfürst mit seinem ganzen Trosse nach Peterhof, um den St. Peterstag feierlich zu begehen.

Des Abends war Hofball. Ich tanzte Menuet mit Elisabeth Woronzow und sagte ihr: „„Sie könnten zwei Personen glücklich machen““. „„Es ist schon geschehen““, antwortete sie, „„kommen Sie um 1 Uhr nach Mitternacht mit Naryschkin in den Pavillon Mon-Plaisir, wo der Großfürst mit seiner Frau wohnt.““ Ich drückte ihr dankbar die Hand und theilte das Gespräch dem Naryschkin mit.“

Poniatowski begibt sich an den verabredeten Ort mit dem Polen Branicki. „In der Nähe des Salons fand ich Elisabeth Woronzow, die mir sagte: „„Warten Sie noch einige Zeit hier, der Großfürst raucht jetzt in Gesellschaft einiger Personen, die er los sein will, ehe er mit Ihnen sprechen wird.““ Wir warteten einige Zeit, als auf einmal der Großfürst erscheint und mich mit heiterer Miene anredet: „„Bist Du nicht ein Kind gewesen, daß du mir nicht Alles vertrauen wolltest? Hättest du es gethan, würde sich der ganze Auftritt nicht ereignet haben.““ Ich gab es zu und fing nun gleich an, die Weisheit der von dem Großfürsten angeordneten militärischen Reformen zu preisen. Dies schmeichelte ihm ungemein und brachte ihn in einen so trefflichen Humor, daß er ausrief: „„Da wir uns nun so befreundet haben, so fehlt noch jemand dabei!““ Und mit diesen Worten eilte er in das Schlafcabinet seiner Frau, riß sie aus dem Bette, ohne ihr Zeit zu lassen sich anzukleiden. Die Großfürstin erschien ohne Schuhe, bloß in Strümpfen und in einen leichten Ueberwurf gehüllt. Ihr Gemahl zeigt auf mich und sagt zu ihr; „„Da hast du ihn; ich hoffe, ihr werdet nun mit mir zufrieden sein!““ Die Großfürstin benützt nun mit Blitzesschnelle die Gelegenheit und sagt: „„Es fehlt uns bloß noch ein Wort Euerer kaiserlichen Hoheit an den Vicecanzler Woronzow, daß er in Warschau die baldige Rückkehr unseres Freundes bewirke.““ (Poniatowski war nämlich abberufen worden.)

Der Großfürst ließ sich einen Schreibtisch bringen, und als sich bloß ein einfaches Brett fand, legte er es auf sein Knie und schrieb einen sehr dringenden Brief an Woronzow; einen zweiten ähnlichen, mit Bleistift geschrieben und mit einer Nachschrift seiner Geliebten Elisabeth Woronzow versehen, gab er mir. Ich besitze noch das Original dieses Schreibens, welches lautet:

„„Du kannst sicher sein, daß ich Alles aufbieten werde, damit du hieher zurückkommst; ich werde Allen von dir sprechen und dir beweisen, daß ich deiner gedenke.““

Nun fingen wir an, alle Sechse, wie wir zusammen waren, uns zu unterhalten und mit der kleinen Fontaine, die im Zimmer spielte, tausend Possen zu treiben, als wenn gar nichts vo:gefallen wäre. Um 4 Uhr früh gingen wir aus einander. Dieser ganze Vorgang kann höchst unglaublich scheinen, doch ist er vollkommen wahr.

Der Großfürst ließ mich oft nach Oranienbaum kommen. Ich kam immer des Abends an, begab mich in die Wohnung der Großfürstin und traf dort den Großfürsten und seine Geliebte. Wir speisten zusammen, worauf der Großfürst sich mit seiner Geliebten entfernte, uns mit folgenden Worten verabschiedend: „Es scheint mir, Kinder, daß ich nun überflüssig bin. . . .“

Hier brechen die Memoiren ab. L. v. Lubitsch.

Der neueste Rebenfeind.

Von Georg R. v. Frauenfeld.

Der unbefriedigende Standpunkt der gegenwärtigen Kenntniß von Phylloxera vastatrix, der Rebenwurzellaus, die seit fünf Jahren der Schrecken der Winzer Frankreichs ist, wird am besten gekennzeichnet durch eine Mittheklung von Georg Pouchet im „Siècle“ vom 29. September d. J. Allerdings fällt innerhalb jener Zeit der für Frankreich so nachtheilige Krieg, ein Zustand in dessen Gefolge stets der geistige Fortschritt stockt, der als die unselige Ursache roher Verwilderung auf lange Zeit das Bessere, Edlere zu Grunde richtet. War auch hier der Fortschritt gehemmt, die volle Thätigkeit durch die traurigen Ereignisse gelähmt, so bleibt es dennoch immerhin auffallend, daß eine Menge Fragen, die der wahre, aufmerksame Naturbeobachter stets unmittelbar ins Auge fassen soll, bisher daselbst noch gar nicht angeregt worden zu sein scheinen. Es ist daher die nachstehend mitgetheilte glückliche Auffindung eines bedeutenden Vorganges im Leben dieses Insects von größter Wichtigkeit.

Unter der Aufschrift „Phylloxera vastatrix“ heißt es in jener Mittheilung:

„Unsere Weingärten, besonders im mittägigen Frankreich, vor allem das Rhone-Thal, beherrscht ein furchtbarer vor fünf Jahren noch unbekannter Feind, der heute die Aufmerksamkeit der ganzen gelehrten Welt fesselt. Regierung und Akademie haben eine Commission ernannt, die Verwüstungen der Phylloxera an Ort und Stelle zu studiren und zu versuchen, ob es wahrhaft praktische Mittel gibt, diese schreckliche Blattlaus zu bekämpfen. Wir haben über dieselbe schon gesprochen und werden gewiß Gelegenheit haben wiederholt davon zu sprechen. Dieses obwohl von den Gelehrten seit fünf Jahren beobachtete, doch noch so wenig bekannte Thier ist eine Blattlaus von gelber Farbe, kleiner als die grünen oder schwarzen Blattläuse, welche man an Rosen und Nesseln findet. Es wäre leicht zu studiren, wenn es nicht fast sein ganzes Leben unter der Erde verborgen, hinter den Spalten der Rinde der Rebenwurzeln verbliebe, wo es seinen Rüssel in die Pflanze bohrt um zu saugen.

Die Phylloxera vermehrt sich wahrscheinlich eben so ungeheuer als die gewöhnlichen Blattläuse. Im Herbst z. B. sieht man an der Rose grüne Blattläuse beider Geschlechter. Die Weibchen legen zu dieser Zeit ihre Eier an die Zweige. Aus diesen entwickeln sich im Frühjahr nur Weibchen. Nach 10 bis 12 Tagen erwachsen, gebären sie lebende weibliche Junge, die gleichfalls wieder nach jener Zeit täglich 3 bis 7 Junge bringen. Es ist bei dieser Fruchtbarkeit keineswegs erstaunlich, wenn ein Blattlausweibchen in einem Sommer eine Nachkommenschaft weit über eine Million zählte, würden nicht Naturereignisse diese ungeheure Vermehrung beschränken.

Merkwürdiger Weise findet diese Vermehrung ohne Einfluß der Männchen statt, die den ganzen Sommer hindurch fehlen. Erst nach der 10., 11. Generation erscheinen Männchen und Weibchen, und legen letztere die zu überwinternden Eier. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dasselbe auch bei Phylloxera geschieht, und deren Weibchen unter der Erde während eines Theiles des Jahres ohne Männchen sich in gleicher Weise vermehren; die jüngste Entdeckung geflügelter Phylloxeren (ohne Zweifel Männchen) gibt dieser Vermuthung noch größere Wahrscheinlichkeit. Wir wissen nämlich, dank dem unermüdlichen Beobachter Louis Faucon, der sich die Aufgabe gestellt hat, sie gründlich zu bekämpfen, daß gegen Anfang September mitten in den kranken Weingärten auf der Erde eine Menge geflügelter Individuen erscheinen.

Den 31. August hatte Hr. Faucon an Herrn Gaston Bazille, Präsident der Central-Gartenbaugesellschaft zu Herault, zwölf geflügelte Phylloxeren gesendet. Die Entdeckung war zu interessant, um nicht die Neugier des Letztern auf das lebhafteste zu erregen, der sich sogleich nach Graveron begab um mit Faucon das neue Thier zu beobachten. Hier lagen unsere beiden Agronomen in brennender Sonnenhitze platt auf dem Bauche hingestreckt mit der Lupe in der Hand, ihrem Feinde aufzulauern. Sie sahen die geflügelten Thierchen auf dem

Boden lebhaft nach allen Richtungen laufend, mehr von ihren Beinen als von den Flügeln Gebrauch machen. Sie verfolgten wohl an 30, die nicht die mindeste Lust zu fliegen zeigten. An der Spitze eines Grashälmchens plagten sie sich, hielten still, kehrten um, das Hinderniß zu überwinden, bewegten manchmal die Flügel, allein entflohen nicht. Einige Tage später konnte Faucon jedoch bemerken, daß die unverhältnißmäßigen Flügel des Insects, nicht wie er anfangs glaubte, demselben ganz unnütz seien, er sah sie unter lebhaftem Erzittern nicht sehr hoch auffliegen, um jedoch sogleich wieder zur Erde zu fallen. Dies ist aber nicht das Einzige, was man wahrnimmt, wenn man wie unsere beiden Beobachter unserem fast mikroskopischen Thierchen zusieht. Sie bemerkten unter den geflügelten Individuen eine Menge flügelloser Jungen eben so lebhaft herumlaufend und mit ihren Antennen fühlend, gleichsam um das Terrain zu untersuchen und ihren Weg zu sichern.

Man glaubte bisher allgemein, daß die Weinlaus ausschließlich eine unterirdische Lebensweise habe, und den Tag, ohne je an die Oberfläche zu kommen, fliehe. Nachdem es nunmehr festgestellt ist, daß sie wenigstens zu einer gewissen Zeit des Jahres auf die Oberfläche kommt, ist es viel leichter sie zu beobachten. Die Entdeckung Faucons ist ein wichtiger Dienst für den Ackerbau, und sie bestätigt, daß die Kenntniß und Beobachtung der Natur, kurz mit einem Wort die Wissenschaft das beste Mittel für praktische Verbesserungen ist.

Anfangs September findet also die Auswanderung statt; am selben Tage verläßt das Insect die Wurzeln wo es bisher gelebt, um etwas weiter davon (einige Centimeter) an weniger kranken Stöcken frische Nahrung zu suchen. Man sieht sie gegen 2 bis 3 Uhr Nachmittags, die Tageszeit wo man ihnen am häufigsten begegnet, ihre Schlupfwinkel verlassen. Angelangt bei weniger kranken Stöcken, dringen sie wieder in die Erde. Sie kriechen wahrscheinlich in den Ritzen der Rinde der Reben entlang, um die Würzelchen zu erreichen, wo sie dann ihren Saugrüssel wieder einsenken. Die Schwäche und außerordentliche Zartheit dieser Thiere gestattet ihnen durchaus nicht, quer durch die Erde oder den lockersten Sand zu dringen. Wenn man also voraussetzt, daß sie sich unter der Erde vermehren, muß man auch annehmen, daß sie über die lockere Erde wandern. Das würde nach Faucon eine sehr interessante Beobachtung erklären. Es ist dies die Behauptung, daß wo die Blattlaus eine neue Region angriff, es lehmigen Boden der Weingärten bezeichnete, wo aus Mangel an Feuchtigkeit Sprünge im Boden entstanden, die dem Insect leichter zu den Wurzeln zu dringen erlaubten. Andererseits erklärt die Gegenwart geflügelter Individuen, welche höchst wahrscheinlich Männchen sind, und der ungeflügelten Weibchen an der Oberfläche, da der Wind die Thierchen eben so leicht wie den feinsten Staub fortwirbelt, die Verbreitung dieser verderblichen Blattlaus in weiterer Entfernung plötzlich mitten in gesunden Weingärten, wo sie sich dann wie ein Tropfen Oel rings ausbreitet.

Man hat auch schon im Thal der Rhone bemerkt, daß diese Landplage der Richtung der herrschenden Winde folgte. Gewährt diese Entdeckung Mittel zur Bekämpfung der Phylloxera? Noch nicht vollständig, allein man sieht, daß wir Schritt für Schritt mehr erkennen, in welcher Richtung die Heilmittel zu suchen sind. Das einzige bisher bekannte wahrhaft wirksame Mittel ist unglücklicherweise in den meisten Fällen nicht anwendbar. Man rettete mehrere tiefliegende Weingärten, indem man sie unter Wasser setzte, allein die wenigsten Pflanzungen kann man derart behandeln, da in der Ebene nur wenig Weincultur besteht. In Gegenden mit fruchtbarem Boden und wo das Uebel eine gewisse Höhe erreicht hat, ist es das Einfachste, die erkrankten Gärten auszurotten und andere Culturen einzuführen, allein es gibt viele sterile Gegenden, wo es absolut unmöglich ist, etwas anders als Wein zu ziehen und die heute furchtbar bedroht sind.

Einige Winzer haben ein, wie es scheint nicht übles Mittel versucht, rings um jede Pflanze in gewisser Tiefe 2 bis 3 handvoll Ruß zu geben und mit Erde zu bedecken. Wir wissen nicht, welchen Erfolg dieses ziemlich rationelle Mittel hatte. Der Ruß enthält analoge Eigenschaften wie Phenylsäure, welche tödtlich für Insecten sind. Wenn es wahr ist, daß die Phylloxera in der Nähe der Stöcke in den Boden dringt, den Rauhheiten und Rissen der Rinde folgend, so dürfte der Ruß sie wohl zurückhalten. Er wird auch auf jene wirken, welche unterhalb schon thätig sind, denn das Regenwasser dringt, mit den tödtlichen Wirkungen des Rußes gesättigt ebenfalls in die Tiefe.

Wir können den Gegenstand nicht verlassen, ohne eine Ansicht kennen zu lernen, die soeben mehrere Vertheidiger erhält, und welcher der Name dessen, der sie aussprach, Guerin Meneville, hohen Werth verleiht. Dieser ist ein eben so ausgezeichneter Agronom als Naturforscher, der sich namentlich viel mit Insecten, wie den Seidenwürmern und Bienen beschäftigt. Er glaube überzeugt zu sein, sagte er uns, daß die Entwicklung der Phylloxera in einer eigenthümlichen Krankheit des Weinstockes ihre Ursache habe, die das Auftreten der Blattlaus begünstigt. Man müsse sich daher vor allem bemühen, diese Krankheit kennen und heilen zu lernen, wonach das Insect von selbst verschwinden werde.

Es ist dies in der That eine ernste Frage, welche die Pathologie der lebenden Wesen im Allgemeinen berührt, sowohl Thiere wie Pflanzen. Man weiß, daß viele Krankheiten von der Erscheinung gewisser Parasiten begleitet sind, eben so gut als man häufig in Verlegenheit ist zu sagen, ob das Uebel die Parasiten, oder die Parasiten das Uebel verursachen. Es ließen sich viele Beispiele geben; hier nur ein sehr sprechendes. Alle Welt kennt den sogenannten Mehlhund (muguet) der Kinder, diese weißen Flecken auf der Zunge und im ganzen Munde. Sie kommen von der Anwesenheit eines mikroskopischen vegetabilischen Parasiten, einer Art Moos oder Pilz, welcher da wuchert wie der

Schimmel im sauren Wein. Erscheint der Schimmel weil der Wein sauer geworden, oder macht der Schimmel den Wein sauer? Ist das Kind krank weil es den Mehlhund hat, oder bekommt es den Mehlhund weil es krank ist? Die Chemiker vereinigen sich nicht über das Erste, die Aerzte aber noch weniger über das Zweite.

Es genüge zu sagen, daß Guerin Meneville sich keine Unfehlbarkeit anmaßt. Allein seine Meinung verdient geprüft zu werden. Schon ein anderer Agronom, dessen Kenntnisse zweifellos sind, Baron Thenard, schien sich in einer frühern Sitzung der Akademie gleichfalls der Idee zuzuneigen, welche die Gegenwart und Vermehrung der Phylloxera von einem eigenthümlich krankhaften Zustand des Weinstocks abhängig macht. Gelegentlich der Mittheilung der Untersuchungen über die Art der Verwüstung sagte er, daß sehr geschickte und praktische Weinbauer behaupten, man müsse die Ausbreitung des Uebels der seit lange bestehenden Gewohnheit zuschreiben, den Weinstock in guten wie schlechten Grund zu pflanzen ohne alle Rücksicht auf die Varietäten mit derbem oder zartem Holz und der Wahl des Bodens, in welchem die einen oder andern besser gedeihen. Daselbst kränkeln die Pflanzen, vorzüglich die zärtlicheren, und in Folge dieses Zustandes die Ueberhandnahme des Ungeziefers an den geschwächten Stöcken.

Guerin Meneville verlangt einfach von den Cultivatoren zu versuchen ihre Erde zu verbessern, ihre Cultur in möglichster Weise zu vervollkommnen, die Verwendung besonders guten Düngers. Er empfiehlt überhaupt nicht zurückzuschrecken und einige Jahre auszuharren. Es wird wohl viel brauchen, die gute Beschaffenheit der stark erkrankteu Weingärten wiederherzustellen, allein dann wird man auch Meister dieser Geißel sein.

Wir glaubten diese Meinung Guerin Meneville's mittheilen zu sollen. Wir Städter wüßten keine bestimmte Ansicht über die Ursachen eines noch so wenig gekannten Uebels zu geben. Unsere Aufgabe beschränkt sich darauf, die Aufmerksamkeit auf die Meinungen competenter Männer zu lenken, welche in Akademien und gelehrten Gesellschaften auftauchen. Die Weingartenbesitzer müssen untersuchen, beobachten, wahrnehmen, an ihnen ist es den Vortheil wie die Nachtheile, vor allem den Werth der vorgeschlagenen Mittel zu schätzen, und das zu wählen, was ihren Verhältnissen am besten entspricht. Für die Rebenkrankheit gibt es so wenig ein Universalmittel wie für menschliche Krankheiten, der beste Arzt ist nicht immer der Unterrichtetste, sondern sehr oft der aufmerksamste Beobachter.

Georg Pouchet."

Die vorstehende Mittheilung zeigt uns noch dieselbe Ungewißheit, dieselbe Unkenntniß der Lebensweise dieses verderblichen Gastes wie am Anfang seines Auftretens. Die Entdeckung der Wanderung des Insects an die Oberfläche ist der erste und wohl folgenreichste Schritt zur Bekämpfung dieser Pest. Es ist unbegreiflich, daß man zwei Momente bisher ganz unbeachtet ließ, nämlich Zeit und Quelle der Einschleppung zu erforschen, um von diesem Ausgangs-

punkte den Fortschritt der Krankheit zu prüfen und die Dauer kennen zu lernen, die zum Absterben des Stockes erforderlich war. In Klosterneuburg, wo dieser Nachweis mit statistischer Genauigkeit festzustellen war, konnte auch, wie ich in meiner frühern Mittheilung über die Phylloxera [1]) zeigte, mit voller Gewißheit angegeben werden, daß nach dem 3. Jahre erst das Erkranken der Reben sich bemerklich machte. Hieraus dürfte der sichere Schluß zu ziehen sein, daß das Insect die Pflanze dem Untergange zuführt, obwohl immerhin die Schwächlichkeit derselben befördernd wirkt. Alle unsere Culturen sind ja Krankenanstalten, alle Culturgewächse sind ja schon hypertrophische ihrer kräftigen Natürlichkeit beraubte in gewisser Beziehung kränkliche Objecte. Wo immer ein Insect feindlich auftritt, findet es in dem durch die Zucht ihrem natürlichen Zustande entfremdeten Gewächs einen zum Angriff geeigneten und für rasch um sich greifende Verheerung höchst günstig vorbereiteten Boden.

Eine weitere namhafte Lücke ist, daß man noch bis jetzt nicht weiß, in welchem Stande das Insect den Winter überdauert, was doch durch Untersuchung der Wurzeln der kranken Stöcke gar leicht zu ermitteln sein dürfte. Eine Menge von Ausgangspunkten für weitere Folgerungen knüpfen sich an solche Erhebungen. Concentrirt sich durch die Entdeckung der Auswanderung der Phylloxera aus der Tiefe an die Oberfläche die Möglichkeit der Verbreitung des Insects entgegenzuwirken auf den Zeitraum von vier Wochen, so ist ja unberechenbar viel schon gewonnen. Kann noch ein weiterer für den Angriff auf dasselbe günstige Moment zu einer eben so bestimmten und beschränkten Zeit aufgefunden werden, so muß die Hoffnung, vollkommen Herr des Uebels zu werden, zur immer größern Gewißheit erwachsen.

Einige in meinem obenerwähnten Aufsatze über die Phylloxera nicht ermittelte Erscheinungen finden nun schon ihre natürliche Erklärung. Weder in Spinngeweben noch in des Nachts brennend aufgestellten Laternen konnten geflügelte Thiere, die doch in Klosterneuburg ebenfalls schon nachgewiesen waren, aufgefunden werden, wenn diese von ihren Flügeln keinen Gebrauch machten, während ihre räthselhafte Verbreitung an einer ganz entfernten Stelle nunmehr wohl begreiflich ist, wenn sie an die Oberfläche kommen, wo sie vom Winde leicht entführt werden können. Auch in der in Gardners Chronicle angeregten Frage, wie denn die Phylloxera nach Portugal kam, muß nun die Entscheidung durch Einschleppung mit Rebstöcken, wie ich es auch als höchst wahrscheinlich in dem erwähnten Aufsatze voraussetzte, die richtigere sein. Findet aber das plötzliche Auftreten an weit entlegenen Districten nur allein in dieser Weise statt, so muß der Nachweis über Zeit und Herkunft der neuverpflanzten Stöcke den vollen Beweis für die Richtigkeit dieser Voraussetzung liefern. Das Mißlichste dabei ist wohl, daß

---

[1]) Verhandlungen der k. k. zoolog. botan. Gesellschaft, Band XXII.

die Anwesenheit des Insects spät erst sich bemerkar macht, wenn es sich überall so wie in Klosterneuburg verhält.

Vor allem ist die zwar vermuthete, aber noch ganz offene Voraussetzung, daß bloß die Männchen geflügelt seien, als von der größten Wichtigkeit zur Entscheidung zu bringen.

Unerläßliche Aufgabe bleibt es aber, die Krankheitserscheinungen genau zu verfolgen und zu prüfen, die Lebensweise des Insects noch ferner in allen Stadien so wie zu allen Jahreszeiten gründlich zu studiren, um durch die vereinigten Ergebnisse ein günstiges Resultat zu erzielen.

---

* Quellenschriften für Kunstgeschichte und Kunsttechnik des Mittelalters und der Renaissance, herausgegeben von R. Eitelberger von Edelberg. Wien, Braumüller.

Von diesem Sammelwerke hat soeben der vierte Band unter dem Titel: Heraclius, von den Farben und Künsten der Römer, die Presse verlassen. Diese Quelle für zum Theil frühmittelalterliche Kunsttechnik ist nach den in London und Paris befindlichen Manuscripten herausgegeben von Albert Ilg. Dem Originaltexte wurde die (erste) deutsche Uebersetzung gegenübergestellt, eine Einleitung verbreitet sich über den kunsthistorischen Werth der alten Schrift, versucht den Titel und die Angabe des Autornamens kritisch zu beleuchten und gibt Andeutungen über die Gesichtspunkte, von welchen aus die Mittheilungen des Buches auch für die moderne Kunst und Kunstindustrie von Bedeutung sind.

Wir heben die faktischen Resultate dieser Untersuchung im Folgenden besonders heraus. Heraclius wurde zuerst 1781 durch den in London lebenden Gelehrten Raspe, jedoch in einem sehr fehlerhaften Abdrucke des Londoner Manuscriptes bekannt gemacht. Diese Publication enthält nur den älteren Theil, also denjenigen, welcher allein den Titel Heraclius hat, während die übrigen Handschriften, vorzugsweise die Compilation des französischen Greffier Jean Le Beyuc in Paris von 1431 diesen alten eigentlichen Grundstock durch zahlreiche, viel spätere Zusätze, allerdings verwandten Inhaltes, vermehrten. Der ältere Theil, in zwei nicht umfangreiche Bücher eingetheilt, ist in lateinischen Hexametern abgefaßt und zeigt in denselben diejenige äußere Form, welche sich durch Reim-Anklänge (noch nicht vollständige, wirkliche Reime) den sogenannten Leoninen nähert, der im 11. und 12. Jahrhundert üblichen Versform. Den Inhalt bilden im ganzen Heraclius, mit Ausnahme einiger über Miniaturmalerei handelnden Vorschriften, durchweg Regeln und Recepte für das Kunsthandwerk.

Jene eigenthümliche Form des Verses und der Sprache im Verein mit manchen historischen Notizen und Anspielungen weisen darauf hin, daß wir den Verfasser des Heraclius in Italien und zwar um die Zeit des 10. Jahrhunderts zu suchen haben. Eine eigenthümliche Bewandtniß hat es mit dem Namen dieses angeblichen Zusammenstellers der beiden ersten Bücher. Ilg will nachweisen, daß wir es keineswegs mit dem Namen desjenigen zu thun haben, von dem die Abfassung der Schrift in der That herrührt, sondern daß in der späteren Zeit des Mittelalters, damals nämlich, als man, wahrscheinlich in Frankreich, die zwei ersten im Metrum abgefaßten Bücher durch ein drittes aus den verschiedensten Quellen compilirtes vermehrte, ein durch zahlreiche Dichtungen und romanartige Erzählungen im Abendlande bekannter fictiver Name eines

wundersamen Kenners edler Steine und magischer Kräfte der Natur zum angeblichen Autornamen dieses Werkes erwählt wurde, weil ähnliche Mittheilungen eben einen Hauptgegenstand des „Heraclius“ ausmachen.

Sehr interessant sind die Nachrichten, welche der Tractat über das Vorhandensein einer ältesten italienischen Poterie mittheilt. Sie bilden eine willkommene Ergänzung der Lücke, welche in unserer Kenntniß von der Töpferkunst dieses Landes zwischen der römischen und der durch die Mauren veranlaßten mittelalterlichen Uebung dieses kunstindustriellen Faches bisher bestand.

Der Uebersetzer hat ausführliche Noten und mehrere eingehendere Excurse beigefügt, von welchen der eine die Verwendung vegetabilischer Farben in der Miniaturmalerei, ein zweiter eine Untersuchung über alt-einheimische Töpferei in Italien zur Zeit des Autors und ein längerer dritter eine Uebersicht der Geschichte der Oelmalerei bis zu den Gebrüdern van Eyck zum Gegenstande hat. Der letztere ist keineswegs in der Absicht geschrieben, neue wissenschaftliche Untersuchungen über diese vielventilirte Frage anzustellen, sondern hat lediglich den Zweck, ein Resumé der bisherigen Forschungen hierüber zu bieten, zum besseren Verständniß der betreffenden, von Oelmalerei handelnden Vorschriften im dritten Buche.

Rechts- und staatswissenschaftliche Wochenblätter.

Allgemeine Oesterr. Gerichtszeitung. XXIII. Jahrgang Nr. 99.: Ueber Zeitberechnung, von Leo Geller. — Amtliches Spruchrepertorium des k. k. obersten Gerichtshofes. — Nichtamtl. veröffentl. Entsch. des k. k. obersten Gerichtshofes. 1. Uebernahme der Zahlung einer Schuld auf den Kaufpreis für eine Liegenschaft? 2. Umfang der Anwendbarkeit des Patentes vom 16. Nov. 1858 über Verfahren in Bestandstreitigkeiten. 3. Vorlage von Handelsbüchern. Sie kann wegen unordentlicher Führung der Bücher nur zur Constatirung dieser in den einzelnen Punkten angegebenen Ordnungswidrigkeit nicht nach Art. 37 H. G., sondern nur nach § 123 a G. O. und Hfd. v. 20. März 1794 begehrt werden. — Amtliches. — Nr. 100: Ueber Zeitberechnung, von Leo Geller (Forts.). — (II. Spruchrepertorium.) — Nichtamtl. veröffentl. Entsch. des k. k. obersten Gerichtshofes. Civilsachen. 1. Aufforderungsklage wegen eines vorzunehmenden Baues: Einrede der Unstatthaftigkeit der Aufforderung. (§§ 324, 340 a. b. G. B.; § 72 a. G. O.) 2. Telegramme, welche die Stelle von gerichtl. Eingaben vertreten sollen, müssen den vollen Inhalt der letzteren haben. (Zur M. V. v. 9. Jänner 1869.) 3. Gegenbeweis bezüglich der im § 1052 a. b. G. B. als Uebergabsbedingung erwähnten „Verbindlichkeitserfüllung“ im Falle als letztere durch eine seit drei Jahren intabulirte Urkunde nachgewiesen erscheint. Analoge Anwendung des Pat. v. 1. März 1787. Strafsache. Die Fälschung einer in einem öffentl. Gewerbe gebrauchten Waage begründet das Verbrechen des Betruges nach § 199 lit. c St. G. — Amtliches.

Gerichtshalle. XVI. Jahrgang Nr. 99: Sind protokoll. Firmen zur Leistung der sog. actorischen Caution zu verhalten? — Handelsrechtsfall zu den Art. 37 und 38 H. G. B.: Die Prüfung der ordnungsmäß. Führung der gegenth. Handelsbücher ist im Laufe des Rechtsstreites nur nach Maßgabe der Bestimmungen des

§ 123 a. G. O. und des Hfd. v. 20. März 1794 zuläſſig. — Civilrechtsfälle: Zu §§ 139, 141 und 142 a. b. G. B.: Das von einem ausländ. Gerichte um die Vornahme einer Zwangsmaßregel bezügl. Abnahme eines Kindes requirirte öſt. Gericht hat ſich gegenwärtig zu halten, ob die begehrte Amtshandlung auch den in Oeſterr. geltenden Rechtsgrundſ. entſpricht. — Zu § 915 a. b. G. B.: Einwendung unrichtiger Angaben in der vom Verſicherten ausgeſtellten der Verſich.-Polizze zu Grunde liegenden Declaration Seitens der Aſſecuranz-Geſellſchaft. — Ueber Zuläſſigkeit der Execut.-Führung nach § 314 a. G. O. auf bei dem Executen gepfändete Caſſaſcheine. — Gebührenfall: Geſuche um Eintragung einer Geſellſchaftsfirma in das Handelsregiſter unterliegen dem Stempel von 20 fl. — Strafrechtsfall zu § 488. Uebertret. der Ehrenbeleidigung durch Beſchuld. einer abſichtl. Lüge. — Judicatenbuch des k. k. oberſten Gerichtshofes. (Fortſ.). — Amtliches. — Nr. 100: Handelsrechtsfall zu Art. 34 bis 38 H. G. B. — Concursrechtsfall zu § 127 C. O. — Civilrechtsfälle: 1. Bei der Exceptio rei non sic, sed aliter gestae hat der Kläger über das Klagefaktum den Beweis zu führen; 2. ad § 14 lit. b und 72 Jur. N.; 3. Der Nachweis, daß die Firma eines Kaufmannes protokollirt iſt, kann unter allen Umſtänden nur durch eine amtliche Beſtätigung des betreffenden Handelsgerichtes geführt werden. — Grundbuchsfall zu §§ 61 und 66 G. B. B. — Strafrechtsfall zu § 490 St. G. — Judicatenbuch des k. k. oberſten Gerichtshofes (Fortſetzung). — Amtliches.

Juriſtiſche Blätter. I. Jahrgang Nr. 41: Die Kreisordnung für die 6 öſtlichen Provinzen Preußens. — Wochenſchau. — Correſpondenzen aus Wien und Peſt: Wien. Die Elementarverſicherungs-Actienbank und das k. k. Handelsgericht. — Wien: Vorſchlag eines Preßproviſoriums. — Peſt: Proceß gegen einen Heiratsausſtattungsverein. — Kleine Mittheilungen. — Beilage: Judicatenbuch. — Nichtamtl. veröffentl. Judicate: Verpflichtung zur Verzinſung eines Vermächtniſſes nach 1 Jahre vom Todestage d. Erblaſſers auch ohne Einmahnung (ad §§ 685, 1333, 1334 a. b. G. B.); Wechſelrecht: Vorausſetzung der Beſtellung eines Curator absentis. Wirkung der an ihn geſch. Klagebehändigung. — Handelsrecht: Klagen wider d. öffentl. Geſellſchafter einer protokoll. Firma aus mit demſelben als Privatmanne geſchloſſenen Geſchäften ſind der Handelsgerichtsbarkeit nicht zugewieſen. — Zum § 45 des Grundbuchsgeſetzes.

Oeſterreichiſche Zeitſchrift für Verwaltung. V. Jahrgang. Nr. 50: Academica IV. — Mittheilungen aus der Praxis: Unter welchen Vorausſetzungen die Heimatsgemeinde zur Zahlung von Medicamentenkoſten für einen in fremder Gemeinde lebenden Gemeindeangehörigen im politiſchen Wege verhalten werden kann. — Die Nachweiſung des Beſitzes eines nach § 5 Jagdp. zur ſelbſt. Jagdausübung berechtigenden Grundcomplexes kann nicht von der Auszeichnung im Grundbuche abhängig gemacht werden. — Muſterſtatut für Gemeinde- und Bezirks-Sparcaſſen. — Amtliches.

Zeitſchrift für Notariat und freiwillige Gerichtsbarkeit in Oeſterreich. V. Jahrg. Nr. 50: Bericht über die am 20. Sept. 1872 in Prag abgehaltene 5. ordentl. Generalverſammlung des Vereins der k. k. Notare in Böhmen. — Zur Illuſtrirung unſerer Zuſtände in Vertrags- und Grundbuchsſachen. — Gebührenfälle. — Zum Tabularweſen. — Amtliches.

Verantw. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

